Die Christliche Welt

HERAUSGEBER: PROFESSOR D. MARTIN RADE

Nr. 16 — Gotha, 18. August 1927 — 41. Jahrgang

Inhalt: Von der Kirche [Sp. 737] — Wider den Idealismus [Sp. 738] — Der neue Geschichtsunterricht. Erste Hälfte [Sp. 746] — Wege nach Lausanne. 4. Söderblom [Sp. 750] — Die Missionstätigkeit amerikanischer Kirchen in Europa. 3. Der Baptismus [Sp. 756] — Unsere Sprache. Ein Wort für die Religiös-Sozialen [Sp. 761] — Gesinnungswechsel? Erkenntnisgewinn! [Sp. 763] — Die Schöne Literatur und die „Christliche Welt". Schluß [Sp. 764] — Faust-Mysterium [Sp. 770] — Vom neuen Singen. 3. Das weltliche Lied in alten Sätzen [Sp. 773] — Bücher und Schriften: Handbuch der Philosophie; Simon Petrus (Brandt); Augustinus (Karrer); Eckehart (Hampe); Vom heiligen Geist des Mittelalters (von den Steinen); Luther (Merz); Falk (Foerster) [Sp. 776] — Aus Zeitungen: Orchies und Ochrida [Sp. 779] — Wöchentliche Chronik [Sp. 781] — Verschiedenes: Vom religiösen Sozialismus; Das neueste Heft der Bücherei der CW; Kleine Mitteilungen [Sp. 783] — Versammlungskalender [Sp. 784] — Anzeigen

Von der Kirche

Röm. 11, 33—36

Auf Familie, Staat, Schule haben wir unsern Spruch angewandt: bleibt die Kirche. Nach jener Wertschätzung Schleiermachers (Brief an seine Braut vom 25. 12. 1808): „Wissenschaft und Kirche, Staat und Hauswesen — weiter gibt es nichts für den Menschen in der Welt, und ich gehörte unter die wenigen Glücklichen, die alles genossen hätten." (Gelegentlich zieht er noch die Kunst in den Bereich seiner Wünsche, und auch im „Verkehr" besteht ihm ein Teil seines Lebensglücks.)

Schauen wir die vier Güter an. Anbetend. Von Gott den sterblichen, irrenden, strebenden, fühlenden Menschen mit auf den Weg gegeben. Zum Vierten die Kirche.

Die wir um dieses Blatt gesammelt sind, haben es alle irgendwie mit der Kirche zu tun. Vielen ist sie Lebensberuf, Arbeitsstätte. Wäre die Kirche nicht, ihr Dasein wäre zwecklos. Die Andern hätten doch nicht die Fühlung mit uns, wenn nicht auch ihre Gedanken, Wünsche, Sehnsüchte, ihre Freuden und Seligkeiten um die Kirche kreisten. Erinnerung an Höhepunkte unsers geistigen Daseins — Kirche. Dank für den Grund unter den Füßen, für Bewahrung vor schlechten Wegen, für Ideale, für Gemeinschaft — Kirche. Da ist die Bibel, da ist Christus — und Kirche. „O welch eine Tiefe des Reichtums ..."

Und nun auch hier. Diese Enttäuschung. Diese Unvollkommenheit. Diese Ohnmacht. Diese Sündhaftigkeit. Bis zum Verbrechen. Verbrechen nicht an Hab und Gut vielleicht, nicht an den Leibern, aber an den Seelen. Welche Prätension! und welche Wirklichkeit! Konnte die Gemeinde der Heiligen nicht eine andre Figur machen in der Weltgeschichte? Jesus von Nazareth ihr Ausgang, Christus der Vollender ihr Ziel. Gesegnete des Herrn sie alle, unerschöpflicher Segen für die Menschheit!

Ach „wie unbegreiflich sind seine Gerichte und unerforschlich seine Wege!" Wie viele ernste Menschen haben sich „die Kirche" schon anders gewünscht. Haben sie sich vergraut. Leidenschaftlich wider sie aufbegehrt. Mit viel Ursach.

Aber „wer hat des Herrn Sinn erkannt? oder wer ist sein Ratgeber gewesen?"

Gerade diese Sorte „Kirche" muß er doch gewollt haben. Und daß wir in ihr dienen, arbeiten, kämpfen, uns bewähren. Und diese Wahrheiten, diese Kräfte, diese Ziele muß doch er uns gegeben haben. Er will, daß wir damit hantieren, davon leben und selig werden. Er will, daß wir diesen Menschlichkeiten in uns und um uns her trotzend ihn loben und seinen Willen tun.

Wir können nicht kritisch genug sein gegen diese „Kirche". Und doch grüßt uns Gott durch sie mit dem Gruß seiner Liebe. So können wir sie nicht genug lieb haben. Kritik ohne Liebe ist vom Teufel, Kritik aus Liebe ist von Gott.

Was rechten wir mit ihm, wie er es hätte machen sollen? „Wer hat ihm etwas zuvor gegeben, das ihm werde wiedervergolten?"

„Von ihm und durch ihn und zu ihm sind alle Dinge. Ihm sei Ehre in Ewigkeit." R

Wider den Idealismus

Eine Elmauer Fragebeantwortung

Was ist das Charakteristische des jetzt angeblich überwundenen Idealismus als Kulturerscheinung? Warum suchen die Menschen etwas Besseres, und was ist das Bessere?*)

1

Man spricht von Idealismus in verschiedenem Sinn. In weitem und allgemein verbreitetem Sinn als von einer Weltanschauung und Lebensführung, die nicht im Materiellen begründet ist und von dem Gefühl der Verpflichtung und Verantwortung bestimmt wird. So gebraucht alle Welt das Wort Idealismus als Gegensatz zum Materialismus. Wenn etwa ein Rechtsanwalt von einem Industriellen sagt, er sei ein Idealist, so will er damit andeuten, daß dieser Mann nicht aus rein wirtschaftlichen und gewinnsüchtigen Erwägungen handelt, sondern sich durch seine Pflicht den Arbeitern oder seinem Volk gegenüber leiten läßt, oder daß er nicht bloß danach fragt, ob ein Erzeugnis viel abwirft, sondern ob es für die Menschen nützlich oder schädlich ist.

Als solche Lebensauffassung und -führung ist der Idealismus ein Ausdruck für sittliche Kultur und ein Maßstab dafür, wie weit ein Volk kultiviert ist. Dieser Idealismus ist weder überwunden noch in Abnahme begriffen, sondern man kann im Gegenteil sagen, daß er nach den Jahrzehnten des rohen Materialismus erstarkt ist und sich in unserm wirtschaftlichen und sozialen Leben bedeutsam geltend macht.

Das Charakteristische des Idealismus im engeren und besonderen Sinn scheint mir dies zu sein, daß man alles, was Ziel und Sehnsucht des Menschen ist für sein Werden und seine Entfaltung, für seine persönliche und gemeinschaftliche Verfassung, für seine innere Haltung und Lebensführung als ein Ideal ansieht, nach dem man streben muß, und das durch Arbeit an sich selbst und treues Ringen danach erreicht und verwirklicht werden kann, soweit es unvollkommenen Menschen möglich ist. Hier handelt es sich also um einen Weg und eine Weise, wie der Mensch den Sinn seines Lebens zu erfüllen sucht. Sie steht im Gegensatz zu einem Realismus, wie ihn etwa Goethe ver-

*) Erscheint gleichzeitig, dort mit weiterer Folge, in Band 29, Heft 2/3 der „Grünen Blätter". D H

trat, wo man kein Ideal verfolgt, sondern das wesenhaft und schicksalartig Gegebene zur Entfaltung, zur Blüte und Frucht, zu Gedeihen und Wirkung zu bringen sucht.

Ich möchte auch hier zunächst feststellen, daß dieser Idealismus keineswegs überwunden ist und wahrscheinlich auch gar nicht überwunden werden wird. Er ist der europäischen Menschheit so in Fleisch und Blut übergegangen, daß wir ihn, glaube ich, gar nicht herauskriegen, jedenfalls kann das noch sehr lange dauern. In dem geistigen Leben unserer Zeit lebt dieser Idealismus nach wie vor, und die Kritik oder gar Verurteilung desselben wird beinah von allen nachdenklichen und strebenden Menschen mit dem größten Unwillen abgelehnt. Der Idealismus herrscht, abgesehen von einer theologischen Bewegung, nicht nur in Schule und Kirche, in Philosophie und Lebenskunde, in der Presse aller Richtungen und in der öffentlichen Meinung aller Bildungsschichten, sondern auch in der Politik, im sozialen und wirtschaftlichen Leben. Alles geistige, sittliche und kulturelle Leben ist idealistisch, selbst in den Kreisen, die theoretisch und gläubig dem Materialismus huldigen. Trotzdem ist er unhaltbar. Ich befinde mich seit Jahrzehnten im Gegensatz zum Idealismus, ja war es schon in einer Zeit, da man, sobald man sich dagegen wandte, sofort des Materialismus bezichtigt wurde.

Was ist das Verkehrte an dem Idealismus als Mittel und Weg zu höherer Kultur? Vor allen Dingen die Überschätzung der Möglichkeiten, die es für das Streben der Menschen gibt. Dieser überspannte, beinah götzendienerische Glaube an den Menschen, daß er könne, was er wolle, daß er erreiche, worum er sich strebend bemühe, ist unhaltbar, verführt auf Irrwege und verdammt auch das redlichste Streben zur Unfruchtbarkeit. Man kann durch sein Streben gar nicht soviel erreichen, wie man sich vorstellt. Um Vieles bringen wir uns gerade dadurch, daß wir danach streben. Anderes erreichen wir nur scheinbar. Was wir aber erreichen, hat keinen Wert. Es ist nicht geworden, sondern erzwungen und hat deshalb kein eigenes Leben. Es ist nicht echt, nicht ursprünglich, nicht fruchtbar. Es verwandelt uns nicht, sondern richtet uns nur anders her. Der Glaube, daß die Menschheit auf diese Weise fortschreite und anders werde, ist unhaltbar. Die Menschen haben sich, seitdem wir es einigermaßen beobachten können, seit etwa 2000 Jahren vor der Geburt Christi, nicht wesentlich geändert. Sie sind weder sittlicher noch religiöser, weder freier noch schöpferischer, weder harmonischer noch tiefer, weder gebildeter noch charaktervoller geworden. Im Gegenteil wird behauptet, daß wir Westeuropäer irreligiös seien (Spengler), soviel wir Religion treiben und pflegen mögen, weil der Glaube ebensowenig impulsiv und instinktiv in uns lebt wie auf dem Gebiet der Moral die Sittlichkeit. Die Menschen von heute sind oberflächlicher, haltloser, zerrissener, lebensunfähiger, charakterloser, unfruchtbarer als die von früher. Durch die Weltkatastrophe der vergangenen Jahre ist der Glaube an den Fortschritt der Menschheit zusammengebrochen, und der Bankerott des deutschen Idealismus wird ausdrücklich anerkannt; aber der Weg des Idealismus ist nicht aufgegeben, weil man keinen andern kennt.

Alle Welt glaubt, daß es möglich sei, von sich aus, durch sein Streben und Bemühen, durch die Intensität der Sehnsucht und die Kraft des Willens anders zu werden, besser zu werden. Ich halte das für Selbsttäuschung. Wir können nichts aus uns machen, wir können nur das werden, was wir im Grunde sind, oder es verfehlen und verderben. Ob das durch Überwuchern unseres Unwesens und Eindringen fremder Art geschieht, ist für unser eigentliches Wesen nicht schlimmer, als wenn wir künstlich und gewaltsam uns innerlich und äußerlich nach einem vorgestellten Ideal herrichten. Wir werden das niemals wahrhaftig, lebendig, es bleibt immer ein Tun-als-ob, eine leblose, trügende, aufgestülpte Maske, die unserem wirklichen Wesen widerspricht. Wir können uns auch nicht ändern. Wohl können wir uns manches an- und abgewöhnen, aber das bleibt Dressur, etwas Unfreies, Ungelöstes, eine Manier und Routine, worunter als solcher unser echtes Wesen siecht und verkümmert. Wir können auch Triebe verdrängen, aber sie schlagen dann nach innen und werden zu Dämonen im Unterbewußtsein. Wir können nichts einpflanzen, wenn es nicht in uns ist, nichts hervorrufen, wenn es nicht von selbst entspringt, nichts reinigen, wenn wir nicht durch das Leben geläutert werden, nichts heiligen, wenn Gott es nicht heiligt, nichts neu machen, wenn wir nicht wiedergeboren werden.

Wenn man behauptet, hier etwas zu vermögen, so ist es Einbildung. Darum ist der Idealismus eine Quelle von Illusionen. Schließlich gerät man in eine verlogene Selbstgerechtigkeit, wenn man in und aus solch einem Wahn von sich selbst lebt. Wenn sich die Menschen selbst erkennten, wenn sie unterscheiden könnten zwischen dem, was tatsächlich in ihnen west, und dem, was angenommen ist, was nur im Bewußtsein lebt, was nur als ein Kostüm getragen wird, so würden sie die Entdeckung machen, daß sie nichts ändern und bessern. Sie würden zu dem Ergebnis kommen, zu dem auch ich sehr früh gelangt bin, daß ich mit sechs oder sieben Jahren viel besser, viel religiöser, viel harmonischer, viel aufrichtiger, oder was man sonst in Betracht ziehen mag, war, als ich nach den Jahrzehnten des unfruchtbaren Strebens und Bemühens geworden war. Nichts von alledem, wonach ich rang und worum ich kämpfte, war erreicht worden, Alles vergebliche Anstrengung und Qual. Kein Wunder, daß ich als Mann an diesem Wege irre wurde und umkehrte, um zu werden wie die Kinder. Dazu kommen aber die Wenigsten, sondern wenn sie sich nicht durch fortgesetzte Selbstquälerei das Leben verdüstern, beruhigen sie sich mit der Unerreichbarkeit des Ideals. Das Streben nach dem Ideal ist als solches ein Ersatz dafür geworden, daß man nichts erreicht. Ich habe schon vor dreißig Jahren, als ich das Frauenbuch schrieb, gesagt: Ich fange nachgerade an, das Ideal zu hassen, weil es ein Ruhekissen für die Menschen geworden ist. Man schiebt das Unbequeme von sich ab, indem man es zum Ideal erklärt, und beruhigt sich dabei, daß man es doch nie erreichen kann.

Die Verkehrtheit des Idealismus und seine Fehlerquelle beruht darin, daß er die Wirklichkeit der Dinge und Verhältnisse völlig ignoriert und nicht nach den damit gegebenen Möglichkeiten und Zielen, geschweige nach den Mitteln und Wegen zu ihrer Verwirklichung fragt, sondern tut, als ob alles möglich und erreichbar wäre, was sich der Mensch in den Kopf setzt, wenn er sich nur strebend bemühe. Man tut, als ob Alles aus Nichts hervorgehen könnte. Man fragt nie, ob die Vorbedingungen für Etwas vorhanden sind, sondern jedem Menschen wird die Verpflichtung, nach vorgeschriebenen Idealen zu streben, auferlegt, ohne daß gefragt wird, ob es überhaupt und gerade hier möglich ist, ob wir es bewirken können oder ob es von selbst werden muß. Das ist das Irrsinnige. Man kann nicht begreifen, wie sich solch eine Verrücktheit durch Jahrhunderte halten konnte. Für die früheren Zeiten kann ich es mir noch erklären, denn da unternahm man das Menschenunmögliche „mit Gottes Hilfe"; er kann ja aus Nichts schaffen und Wunder tun, bei ihm ist Nichts unmöglich. Nur ist es seltsam, daß man nicht stutzte, weil er nie dazu verhalf. Aber darüber täuschten wohl die Illusionen, die man sich machte, oder beruhigte die Überzeugung, daß wir immer arme Sünder bleiben werden. Aber später, als man ohne Gottes Hilfe die ausgedachten und erwählten Ideale verfolgte, ist es ganz unbegreiflich, daß man ein Jahrhundert lang an die Allmacht des menschlichen Strebens glaubte und trotz aller Mißerfolge nie nach seinen Bedingungen und Möglichkeiten fragte.

Endlich sind die Ideale theoretische Erzeugnisse und werden unbesehen für zu verwirklichen möglich und allgemeingültig erklärt. Es wird weder gefragt, ob sie lebensfeindlich oder lebensdienlich sind, oder ob, was dem Einen entspricht, nicht für den Andern verkehrt sein kann. Das

Ideal steht als Gedankending immer in Spannung, wenn nicht im Gegensatz zur Wirklichkeit. Es ist ein Wahngebilde und als solches nicht nur wirklichkeits-fremd, sondern -feindlich. Aus diesem Grunde ist es nicht zu verwirklichen, nicht aber wegen der Schwäche und Unvollkommenheit der Menschen. Alles, was gegeben ist als Anlage und innewohnende Bestimmung, verwirklicht sich von selbst, wenn es sich durch Leben äußert und entfaltet und wir es nicht z. B. durch verkehrtes Streben daran hindern. Aber das Ideal ist und bleibt ein Phantom, das in der Luft schwebt, ein Irrlicht und Blendwerk, das in die Irre führt: z. B. das gute Kind, der fromme Mensch, die allgemeine Menschenliebe, die Persönlichkeit, die glückliche Ehe, der Friede unter den Menschen usw.

Das Verhängnis des Idealismus sehen wir z. B. in unserer Erziehung. Sie war im vergangenen Jahrhundert durchaus idealistisch. Man verfolgte das Ideal eines guten Kindes, ohne danach zu fragen, wie das einzelne konkrete Kind wirklich ist, und was daraus werden kann. Man meinte, man könne jedes zu allem erziehen, und dachte nicht daran, daß jede Abrichtung zu etwas, was nicht Entfaltung des Gegebenen ist, das Wesen des Kindes vergewaltigt. Man glaubte, jedem Kind alles beibringen zu können, aber was nicht in einem Menschen drinsteckt, bringt auch kein Gott hinein. So leiden auch heute noch alle Kinder unter der idealistischen Erziehung. Wer Augen hat zu sehen, wird doch immer wieder davon erschüttert, was aus all den wundervollen kleinen Kindern im Laufe von zehn, fünfzehn Jahren unter der idealistischen Zucht und Bildung wird.

Die Tragödie vieler Ehen entsteht dadurch, daß man sich absichtlich bemüht, sich in seiner Art und Anschauung gegenseitig anzugleichen und übereins zu kommen, alles gleichartig zu erleben und zu beurteilen, statt sich in seiner Verschiedenheit und seinem Fürsichleben zu respektieren und die entsprechende Distanz zu wahren, in der Erwartung, daß die gegenseitige Anziehung und Zuneigung ganz von selbst zu Annäherung und Ausgleich führt und das gemeinsame Leben und Schicksal die Vermählten unlösbar verbindet. Die ursprüngliche Liebe verträgt nicht, daß sie eingespannt und angetrieben wird. Sie leidet darunter und beginnt zu kümmern, was dann zu Auseinandersetzungen und neuen Anstrengungen führt, die aber das Gegenteil bewirken. Darum werden die meisten Ehen unglücklich, wo die Menschen restlos ineinander aufgehen wollen. Dem, der die Tatsachen und Gesetze des menschlichen Wesens und das lebendige Gebilde der Ehe kennt, kommt dieses idealistische Verfahren wie der reine Selbstmord der Ehe vor.

Geradezu tragigrotesk sind aber die Bemühungen, eine Persönlichkeit zu werden, und alle Arbeit an sich selbst, die darauf hinausgeht. Selbständig wird man nur unbewußt durch wurzelkräftigen Wuchs des Wesens und Tiefgang des Lebens. Wer auf Selbständigkeit aus ist, lockert nur seine Wurzeln und zerstört die Naivität seiner Lebensäußerungen, verhindert also damit geradezu die Entfaltung der Selbständigkeit. Durch den Drang nach Selbständigkeit gelangt man nur zu eigensinniger Haltlosigkeit und Willkür. Man wird nicht frei, sondern wechselt nur seine Abhängigkeiten. Man stellt sich kritisch und oppositionell ein und gräbt sich dadurch das Leben ab. Man zerstört durch Selbstkontrolle die Quelle des Unmittelbaren und zerrüttet auf diese Weise den Lebensprozeß, der allein zu selbständigem Wuchse führt.

Genau so zerstört man das Ursprüngliche in sich, wenn man sich strebend bemüht, originell zu sein, und die gesuchte Eigenart führt zur Karikatur des Eigentümlichen. Das Fiasko der Persönlichkeitskultur war schon das Fiasko des Idealismus, der nicht begreift, daß das Bearbeiten und Herumgreifen an einem lebendigen Gebilde ein Verbrechen gegen das treibende und gestaltende Leben ist, daß alles, was man hervorzerrt und zu entfalten sucht, das menschliche Gewächs um Blüte und Frucht bringt. Solange das Leben, das in uns treibt, seinem Wesen nach schöpferisch ist, kann es weder geprägt noch durch Machenschaften gesteigert werden, sondern muß autonom walten und von selbst hervorbringen, was es in sich birgt.

Wer aber auf dem Gebiete des sittlichen Lebens tiefer blickt, der weiß, daß hier erst recht alles Strebend-sich-bemühen nur zu einem Tun-als-ob, zu einer sittlichen Gesinnung, aber nicht zu sittlichem Wesen und Leben, zu einer Unterwerfung unter das Moralgesetz, aber nicht zu sittlichem Empfinden, nicht zu einem Leben aus der Wahrheit führt. Die guten Werke taugen nicht bloß vor Gott, sondern auch an sich nichts. Denn sie sind nicht geworden, sondern gemacht. Es kann keine schärfere Verurteilung der Sittlichkeit als Leistung des Strebens nach dem Ideal geben als das Wort Jesu: Eure Barmherzigkeit sei so, daß die rechte Hand nicht weiß, was die linke tut, das heißt, eine unmittelbare, impulsive Äußerung eures Wesens.

2

Dem Idealismus steht ein Verhalten gegenüber, das man *Realismus* nennen könnte, wenn dieses Wort nicht lediglich auf *ein* Element desselben hinwiese, seine anspruchslose, sich bescheidende Begründung auf die gegebene Wirklichkeit. Der Grundzug der inneren Haltung ist unbedingter Gehorsam gegenüber dem von Gott Gegebenen, den Aufgaben und Antrieben, dem Sinn und Zweck, und was sonst alles darin beschlossen ist, vor dem das Wünschen des Menschen zu schweigen und sein Wille selbstverleugnend zu dienen hat. Hier gibt es also keine Möglichkeit der Willkür, sondern der Mensch stellt sich auf den Boden der schicksalhaft gegebenen Wirklichkeit seines Wesens und seiner Umgebung, seines Lebensganges, seiner Verhältnisse und aller Ereignisse, die an ihn herantreten, um darin mit allen Fasern seines Wesens Wurzel zu schlagen und darauf, daraus zu leben. Hier gibt es keinen Willen und keine Wahl, sondern nur inneres Muß und innere Notwendigkeit. Weder kann man sich Ideale erwählen noch Ziele stecken, sondern hat besinnungslos zu tun, was vorliegt, und zu warten, was wird. Denn man weiß nicht, was werden soll, kann und wird, ja, man weiß nicht einmal, was im Schoße der gegebenen Wirklichkeit ruht. Man kennt weder die verborgenen Möglichkeiten noch das, was davon und wie es zur Verwirklichung kommen wird. Aber man macht sich auch keine Gedanken darüber, sondern hält das Wissenwollen, d. h. die Erkenntnis des Vorliegenden und die Vorstellung dessen, was werden soll, für die gefährlichste Versuchung.

Die Grundlage des Lebens, Strebens und Verhaltens ist also hier nichts Theoretisches, weder eine Weltanschauung noch Lebensauffassung, weder eine Idee noch ein Ideal, sondern die lebendige Wirklichkeit an sich, auf die man bedingungslos eingeht, um lebendige Fühlung mit ihr zu gewinnen, damit sie wirksam wird und wir Organ dessen werden, was aus unserer Gemeinschaft mit dem, was vorliegt, hervorgehen kann. Hier offenbart sich also das Leben selbst, indem das Gegebene wirksam wird; und was daraus werden soll, worauf es hinausgeht, erfahren wir dadurch, daß es wird. Was aber wird, dessen sind wir nicht Urheber, sondern Medium. Wir machen es nicht, sondern es wird unter unserer Beteiligung ganz von selbst, und zwar echt, ganz und durchaus das, was wie ein Same mit eigener Wirkenskraft in der gegebenen Lebenslage vorliegt. Das Eigentümliche der Haltung ist also hier das Nichtswissen und Nichtskönnen von sich aus, und zwar ist das nicht nur manchmal, sondern stets der Fall. Jede Situation ist noch nie dagewesen und an sich wie in ihrem Sinn uns ebenso ein Geheimnis, wie die konkrete Verpflichtung, die sie für uns enthält. Niemand kennt das Gute jedes Augenblicks, das einzig Wahre, das die Aufgabe wirklich erfüllt, sondern es muß uns offenbart werden. Niemand kann von sich aus Etwas verwirklichen, wenn es nicht aus der Synthese zwischen ihm und der leben-

digen Wirklichkeit von selbst hervorgeht. „Ein Mensch kann sich nichts nehmen, es werde ihm denn gegeben", kann nichts machen, was nicht lebendig wird, kann nichts schaffen, was nicht aus der Fühlung mit der Wirklichkeit schöpferisch hervorgeht.

Daß dieses Verhalten nicht nur der äußerste Gegensatz zum Idealismus, sondern eine ganz andere Art Leben, ja eine andere menschliche Seinsweise ist, leuchtet wohl Jedem ein, ohne daß ich es einander Zug um Zug gegenüberstelle. Diese Art Leben gründet sich letztlich, nicht theoretisch, sondern praktisch auf Gott, als die Tiefe aller Wirklichkeit, als den Urheber alles Gegebenen, als die Quelle aller schöpferischen Kräfte, als den Walter in allem Geschehen, um aus ihm so zu leben, wie er es bewirkt und bestimmt, und zwar unmittelbar dadurch, daß es geschieht. Nicht etwa dadurch, daß er es unserm Bewußtsein zeigte und wir es dann von uns aus machten. Es handelt sich also nicht darum, daß wir im Lichte der Idee oder eines Begriffs von Gott die Dinge ansehen, beurteilen und dann, geleitet und getrieben von dieser Ansicht, das täten, was wir von daher ableiten (das Gute als Strahl des höchsten Guten), wodurch wir wieder zum Ideal gelangen würden — sondern daß wir eingehen auf Alles, so daß dadurch unser Sein und Leben organisch mit der Wirklichkeit Gottes verbunden wird und wir durch solche Haltung Organ der Wirksamkeit Gottes werden, die dann Nerv und Lebenskraft unsers Verhaltens wird, so daß sein Zug als unser Sehnen, sein Treiben als unser Streben, sein Schaffen als unser Wirken, sein Wille als unser Vorhaben, seine Vorsehung als unsere Absicht zu Tage tritt; wobei alles in der unbewußten Naivität des praktischen Lebens geschieht, vor unserem Bewußtsein verborgen wie das Wurzelwerk des Baumes vor unserem Auge. Wir wissen von diesem Geheimnis des Lebens, aber erfahren es nur in der Fühlung und Gemeinschaft mit der greifbaren Wirklichkeit.

Dieses Leben beruht also durchaus auf Erfahrung. Sie allein ist die Quelle der Erkenntnis und des Verstehens. Sie allein vermittelt die Wirksamkeit der Erscheinungen und Vorgänge in ihrer Tiefe, aus ihr allein geht alles Verhalten hervor. Bewußtsein und Wille sind nur Organe des Geschehens. Es ist kein herrisches und urheberisches, sondern ein empfangendes und dienendes Leben. Die Erfüllung der Bestimmung im Ganzen und der Aufgaben im Einzelnen, die Lösung der Probleme, die Meisterung des Schicksals, die Ordnung und Wiederherstellung unseres Wesens, die Änderung des Verkehrten und die Verwirklichung des Gehörigen ist niemals Erzeugnis der Erkenntnis, Konstruktion und Ausführung des Menschen, sondern ein offenbarendes Vonselbstgeschehen, wofür sich der Mensch nur hinzugeben und die Vorbedingungen herbeizuführen hat, soweit ihm das möglich ist. Er hat das zu tun, was er in der Hand hat, damit das von selbst werden kann, was er nicht in der Hand hat. Er kann nichts verwirklichen, aber wohl sich so verhalten, daß es von selbst geschieht. Während also der Idealismus alles direkt durch ein Strebend-sich-bemühen hervorbringen will, sucht der Realist die Möglichkeit herbeizuführen, daß es von selbst wird. Er fragt nach den Vorbedingungen und sorgt dafür, soweit es in seiner Macht steht, und wartet dann, was wird. Er wird sich also z. B. nicht bemühen, die Menschen zu lieben, sondern wird sich so verhalten, daß die Liebe in ihm unter dem Eindruck der Menschen entspringen kann, und das beseitigen, was ihre Regungen hemmt. Er wird sich also für die Menschen interessieren, sie vorurteilsfrei auf sich wirken lassen und selbstlos auf sie eingehen. Dann ist Aussicht vorhanden, daß aus der eintretenden Fühlung Zuneigung entsteht und schließlich Liebe entspringt. Darum heißt Lehren Erlebenlassen, und Erziehen zu wirksamen Erfahrungen führen, Betreuen der Entwicklung durch geeignete Einflüsse (nicht theoretischer, sondern praktischer Art), Komplexe und Hemmungen lösen, Verkümmertes pfleglich behandeln und Schlimmem die Nahrung entziehen: alles auf dem Wege von Wirkungen des Lebens, der Erfahrung, als Kunst des Möglichen.

Im äußersten Gegensatz zum Idealismus besteht hier die Arbeit an sich selbst nicht in der energischen Streckung nach einem Ideal, nicht in der Selbstkorrektur nach einem Vorbilde, sondern in der praktischen Erkenntnis dessen, was tatsächlich vorliegt, der Bedingungen und Ursachen, auf Grund deren es so und nicht anders ist, und in dem Bemühen, die Gründe und Untergründe zu sanieren, d. h. solch eine Stellung zum Leben zu gewinnen, daß das Verhalten, das daraus hervorgeht, eine Rückwirkung auf das Wesen und seine Verfassung hat, kraft deren hier von selbst Änderungen eintreten. Es liegt also hier so, daß man ganz und ausschließlich diejenige Haltung zum Leben sucht, welche die Vorbedingung dafür ist, daß Gott durch das Leben lösend und erlösend, läuternd und erneuernd auf den Menschen wirken kann und er das Unausdenkbare hervorbringt, das sich kein Mensch, weder in seinem Vorgang noch in seiner Gestalt, vorstellen kann, bis er es erfährt. Das ist es, worauf sich das Streben und Bemühen ausschließlich erstreckt, auf die Vorbedingungen, nicht auf die Frucht selbst, die man erzielen möchte, weil diese nur durch wachstümliche Vorgänge, durch ein Vonselbstgeschehen hervorgebracht werden kann. Das Strebend-sich-bemühen lebt also auch hier, aber es hat seine organische Stelle im persönlichen Leben, es ist Diener, aber nicht Herr und Schöpfer des Lebens, und ist infolgedessen anders eingestellt und beschäftigt.

Wir sehen, wie die Dinge liegen, am besten an einem Beispiel. Die Persönlichkeit des Menschen, das Werden dessen, was er ist, kann nur durch schöpferische Entfaltung dessen erreicht werden, was als Same von Gott mit ihm gegeben ist, wie ich schon an einigen Elementen der Persönlichkeit, Selbständigkeit, Ursprünglichkeit und Eigenart zeigte. Also nicht durch eine verfassende und gestaltende Arbeit an sich selbst, sondern nur durch Wachstum des Eigentlichen. Dabei entdeckt der empirisch gerichtete Mensch sehr bald, daß z. B. die Vorbedingung des Selbständigwerdens Gehorsam und Treue ist, Gehorsam gegen einen Meister, einen Könner, einen Wissenden (was etwas Anderes als ein Wissenschaftler ist) und Treue im Tun dessen, was er uns zeigt, in der Jüngerschaft. Das muß also von uns aus absichtlich und bewußt geschehen. Dann wächst unter solchem scheinbar unselbständigen Leben uns unbewußt eine ursprüngliche und stämmige Selbständigkeit empor, während der Gernegroß, der sich frei macht und auf eigene Füße stellt, sich kritisch allem gegenüber verhält und seine eigenen Gedanken allein anbetet, ahnungslos immer unselbständig bleibt, so gegensätzlich dazu er sich gebärden mag.

Wenn wir uns aber in dieser Weise strebend bemühen und des schöpferischen Vonselbst in unserem Werden und Leben warten, machen wir sehr bald die Erfahrung, daß das Eine nicht geht und gelingt und das Andere, das Vonselbstgeschehen, kümmert und stockt. Es geht uns auf, daß der Mensch, ehe das Verhalten gelingen und das Vonselbstgeschehen gedeihen kann, zuvor von der Verderbnis seines Wesens, von Verkrampfung, Bann, Abhängigkeit, Wahn und Besessenheit durch ein befreiendes Geschehen erlöst werden muß, nach dem er sich wohl sehnt, das er aber niemals selbst bewirken kann. Denn er muß ja in erster Linie von sich selbst, d. h. von seinem Ich erlöst werden, wenn aus ihm etwas werden soll. Daß dem Idealismus die Notwendigkeit der „Erlösung als Vorbedingung jeder Wesenskultur" *), und zwar die Erlösung als ein objektives Geschehen an und in dem Menschen, nicht aufgegangen ist, hat all seine Bemühungen ebenso zur Unfruchtbarkeit verdammt wie die Verkennung

*) Vgl. den Aufsatz dieses Titels in den „Neuen Wegweisern". München, C. H. Beck 1920.

der Tatsache, daß der Mensch nichts Ausgedachtes „verwirklichen" kann. Es ist doch ganz unmöglich, daß der irrende, verdorbene, besessene, in der Gott-losigkeit seines Lebens immer sündigende Mensch von sich aus so, wie er ist, auch nur das Geringste dessen, was Leben und Wahrheit ist, erreichen kann. Selbst seine Ideale sind ja Wahnbilder, auch wenn sie aus dem „Worte Gottes" geschöpft sind.

Dies Problem der Erlösung als unumgängliche Vorbedingung nicht nur eines neuen Werdens und aller sinnerfüllenden, das einzig Wahre jedes Augenblicks offenbarenden Lebensäußerungen, die von selbst aus der Fühlung mit der Wirklichkeit und ihrer Tiefe hervorgehen, sondern auch jedes Strebens und Bemühens, das diesem Geschehen dienen kann, das nicht verkehrt, verdorben und widergöttlich ist, kennt der Idealismus nicht. Soweit er aber durch Worte des Neuen Testaments oder andere Worte der Wahrheit darauf gestoßen worden ist, wurde es idealistisch aufgefaßt und behandelt. Das „Stirb und Werde" z. B. wurde als Selbsterneuerung verstanden: man gibt sein verdorbenes Wesen in den Tod und erneuert sich selbst durch tägliche Reue und Buße und Pflege einer neuen Gesinnung. Daß man das gar nicht kann, und daß sich alle Bemühungen darum innerhalb des Wahns, des Banns, der Abhängigkeit und des Sündenverhängnisses vollziehen, so daß alles unwahr, untauglich, übel und scheinhaft wird, was wir unternehmen — vom Eigenwerk der Reue bis zu den guten Vorsätzen — und daß diese scheinbare Selbstverwandlung des Ichs der denkbar verstiegenste Titanismus ist, der die Lebenskraft des frommen Ichs nur maßlos steigert, ist dem Idealismus nicht aufgegangen bis auf den heutigen Tag. Wahrhaftig, nirgends zeigt sich die Dämonie des Ichs so abgrundtief als in dieser Fälschung der Wiedergeburt.

Darum müssen wir aus dem Idealismus heraus, wenn wir von Gott erlöst werden und erneuert aus ihm leben wollen. Ich habe in dem Heft „Der Weg in das Reich Gottes" eingehend gezeigt, daß nur der tatsächlich, d. h. praktisch an sich selbst verzweifelnde Mensch fähig ist, in jedem Augenblick von Gott das zu empfangen (in, mit und unter den Eindrücken des Lebens), was ihm zum Leben, zur Erlösung und Wiedergeburt dient und ihn zu den Lebensäußerungen befruchtet, die den augenblicklichen Willen Gottes verwirklichen. Er kann nichts tun, als aus dem Bewußtsein seiner Nichtigkeit und aus der Sehnsucht nach Empfängnis von Gott auf alles selbstvergessen einzugehen, was das Leben an ihn heranbringt. Das ist aber eine ganz andere Haltung und Weise des Verhaltens als der bisherige religiös-sittliche Weg und die idealistische Arbeit an sich selbst. Es ist der schmale Weg, der zum Leben führt.

Das ist aber nur dem möglich, der *wirklich* glaubt. Für jeden Andern ist diese radikale praktische Begründung des Lebens und Werdens allein auf das Wirken Gottes des Lebendigen in ihrer Ausschließlichkeit ein Tritt ins Bodenlose. Deshalb mußte sich der Glaube, der im Schatten der Gott-losigkeit des Lebens allein möglich ist, auf das religiös-sittliche Streben und Bemühen gründen, und seine Ergebnisse werden dann, da man sie ja wohl auf eigene Faust, aber „mit Gottes Hilfe" unternahm, als Werke Gottes und das fromme Leben als Leben aus Gott ausgegeben. Von dieser idealistischen Geistesverfassung sind die Menschen von heute so durchdrungen, daß sie diese gotteslästerliche Heuchelei gar nicht merken, geschweige eine Ahnung davon haben, daß, wo Gott erlöst und schafft, es ganz anders zugeht und etwas Grundanderes herauskommt als bei allem religiös-sittlichen Streben nach irgendeiner theologischen Theorie.

Elmau Johannes Müller

Der neue Geschichtsunterricht

Ziel und Ausgangspunkt — Was ist Kultur? — Verborgen wirkende Kräfte — Geschichte des Volkes, nicht einer Schicht — Gegenwartsgeschichte und Zukunft — Vaterlandsliebe — Kirchengeschichte und Christentum — Gegen die Anmaßlichkeit

Es ist viel darüber geschrieben worden, wie der Geschichtsunterricht früher war, wie er nicht mehr sein soll, und wie er sein soll. Es wird verlangt, daß er nicht länger mit zweierlei Maß messe, was bei uns und was bei Andern geschah, und daß er mehr Kulturgeschichte als Kriegsgeschichte bringe.

Diese Forderungen haben mich zu den Gedanken angeregt, die ich hier aussprechen werde; mehr noch aber danke ich dabei Menschen, die oft gar nicht direkt über Unterricht und Erziehung geschrieben haben, aber deren Leitgedanken in anderen Dingen für mich ausschlaggebend geworden sind. Ich selber habe nur, durch Andere veranlaßt, ihre Gedanken in einer Richtung weitergedacht, angewandt und in eine Einheit gebracht.

Ich habe mir Richtlinien für den Geschichtsunterricht gesucht, und dabei entdeckte ich, daß von zwei Grundprinzipien aus man das Ganze neu gestalten kann. Ich sah, was in der Tiefe dem ganzen Arbeiten zu Grunde liegen und es bestimmen muß, wenn es wirklich einen neuen Charakter bekommen soll und nicht nur einen etwas zurecht gestutzten alten bewahren.

*

Wenn man die Ziele im Geschichts-, Literatur- und Sprachunterricht zusammen sieht, dann kommt etwas wie eine europäische Kulturgeschichte heraus. Dabei muß man ja das eigene Volk beständig in den Zusammenhang mit andern stellen; man sieht auf Deutschland und von da aus auf Europa — aber umgekehrt auch: man sieht auf Europa und von da aus auf Deutschland. Die Heimat ist uns das Wichtigste, und von ihr wollen wir am meisten wissen; aber wir sehen sie nun auch in andern Perspektiven und achten mehr darauf, was sie in Europa bedeutet hat. So wird der siebenjährige Krieg z. B. ein anderes Bild und Geschehen, wenn man ihn als den großen Kampf zwischen England und Frankreich um die Zukunft Amerikas ansieht, in dem Preußen-Österreich nur eine Rolle mitgespielt haben. Auf diese Weise werden die Proportionen anders, die Linien des Geschehens größer gezogen und der Blick derer, die Geschichte lernen, geübt, über allzu enge Grenzen hinauszuschauen. Und indem man verschiedene Standpunkte nacheinander einnimmt und die Dinge von diesem und von jenem Volk aus betrachtet, reift ein wenig Verständnis, das vielleicht später vorsichtig im Urteil macht. Die Gefahr ist nicht da, daß die Kenntnis der eigenen Geschichte zu kurz käme; es ist ja dem Lehrer ein Pensum gegeben, das er bis zu einem gewissen Grad bewältigen muß, und das läßt schon gar nicht zu viel Zeit für die Geschichte anderer Staaten. Eine zweite Gefahr könnte aber darin bestehen: daß in dem Streben nach Verständnis aller Standpunkte das ethische Empfinden der Kinder leiden müßte und schließlich Alles und Jedes ihnen relativ würde. Dagegen kann der neue Geschichtsunterricht einen sehr starken Schutz haben; ich will es später zeigen.

Wenn ein Lehrer so sich bemüht, Geschichte in weiten Grenzen darzustellen, dann wird er gar nicht anders können als zugestehen, wie viel Wichtiges ungesagt bleibt. Von wie vielen Kulturen kann er gar nichts sagen! Er kann nur auf sie hinweisen und auf unser *Nicht*kennen ihrer und die Schwierigkeit, sie richtig zu verstehen. Das aber ist gerade ein Gewinn; es bewahrt davor, sich später nach einem bißchen oberflächlichen Lesen einzubilden, man wisse etwas von fremdem Wesen. Wie es heute die schreckliche Indienschwärmerei tut, die bei manchen Leuten modern ist, welche unmöglich etwas Wesentliches von Indien wissen können, ganz allein schon aus Zeitmangel nicht. Außerdem wird ein Lehrer durch solche Ausblicke in un-

bekanntes, noch gar nicht zu unterscheidendes „Land im Nebel" auf später hinweisen. Er gibt den Kindern das Gefühl, daß noch unendlich viel für sie zu erfahren da ist, und knüpft die Schulstunden an einen Faden, der in die Unendlichkeit fortgesponnen werden mag. Eine Schule, die Anreger und Wegweiser wird und Verlangen weckt, hat immerhin etwas geleistet.

Der Gedanke: mehr Kulturgeschichte wollen wir lehren, gibt schöne Möglichkeiten. Aber nun steht eine schwere Frage da: Was ist denn das Wesentliche in der Kultur eines Volkes, was muß ich denn aus der Fülle der Erscheinungen auswählen, um es Andere kennen zu lehren? Welches soll mein Auswahlprinzip sein?

Einiges finde ich natürlich leicht, wovon ich erzählen werde: Kunst, große Stilbildungen, die hohen Augenblicke der Forschung, auch die Entwicklung der Technik als eine wichtige Folge und einen großen Faktor im Leben eines Volkes — aber damit ist es ja nicht genug. Vielleicht sind sehr wichtige Wirkungen begonnen worden irgendwo in der Stille und fast unbemerkt, aber sie sind zukunftsträchtig und werden sich erst entfalten; vielleicht auch haben sie schon, in irgendeiner Verkleidung und verdeckt durch Anderes, das Leben mitbestimmt. Wäre es nicht wertvoll für die jungen Menschen, von ihnen zu wissen? Wertvoller unter Umständen, als von vielem Anderen? So ist es gewiß mit dem Gedanken des Quäkertums; sie haben eine große kulturschaffende Macht; nur in kleinen Kreisen und nur in Anfängen haben sie bis jetzt gewirkt, aber sind wir nicht den großen Gedanken verpflichtet, auch wo sie noch fast latente Kräfte sind?

Was ist denn Kultur? Albert Schweitzers Definition hat mich überzeugt, darum muß ich von ihr ausgehen. Sie heißt: „Ganz allgemein ist Kultur Fortschritt, materieller und geistiger Fortschritt der Einzelnen wie der Kollektivitäten. ... Kultur ist ihrem Wesen nach zwiefach. Sie verwirklicht sich in der Herrschaft der Vernunft über die Naturkräfte und in der Herrschaft der Vernunft über die menschliche Gesinnung." Das Letztere ist ihm das Wichtigere, ohne welches die erste Bestimmung ihren Wert verliert.

Wenn man diesen Maßstab zu dem der Kinder machen könnte, dann würden sie kritischer dem modernen Leben gegenüberstehen und sich vielleicht nicht mehr von ganz so vielem Barbarischen imponieren lassen, als habe es einen Anspruch in einem Kulturleben. Man kann ja doch Kindern nur auf dem großen Umweg über die Schulung ihres eigenen Urteils eine wertlose Sache verleiden, — ohne diesen Umweg, direkt, niemals.

Wenn jemand so die Verpflichtung fühlt, große und ethisch starke Ideen Andere kennen zu lehren, auch wo sie noch nicht viel Geschichte geschaffen haben, aber weil sie Geschichte schaffen *könnten*, und vor allem, weil sie einer jungen Seele zum richtigen Gedeihen helfen könnten — wie verantwortungsvoll wird ihm dann seine Auseinandersetzung mit den Ideen, die gerade jetzt beginnen die Welt zu beunruhigen, so sehr erst beginnen, daß sie für viele aussehen wie eine unmaterialisierbare Utopiaküste! Friedensbewegung und Sozialismus ... vielen Lehrern, vielleicht den meisten, werden sie persönlich unsympathisch, vielleicht auch ziemlich fremd sein, sie werden ihren Kindern lieber die alten Ideale lieb machen, nur vom Heldentum des Krieges und nur von der „Vaterlandslosigkeit" der Proletarier sprechen. Sie werden das Vergangene preisen, weil es ihnen teuer ist, und sagen: „Wenn wir zurückkehrten, dann wären wir auf dem rechten Wege." „Zurück zu" — dies ist heute das liebste Wort sehr vieler Leute. Zurück zum Geist von 1813, zurück zu Luther, zurück zu Bismarck, zurück, zurück! Wie sehr versteht und achtet man die Treue eines Menschen gegenüber seinen alten Göttern! Und Keiner kann neue predigen, die er nicht liebt. Aber eine Frage wird doch Keinem erspart, wenn er für Andere verantwortlich ist: Darf man einem jungen Geschlecht die keimenden Gedanken seiner eigenen Zeit vorenthalten? Darf man Jugend rückwärts drehen? Sie *kann* ja nicht rückwärts gehen — macht man sie am Ende schwach zum Voranschreiten? Man glaubt gewiß, das „Zurück zu" gebe Kraft. Aber vielleicht muß ein neues Geschlecht die alten Werte in sehr anderer Form, scheinbar in ihrem Gegenteil, sich erwerben? Und kann es einer ehrlichen Jugend genügen, alte Zustände wiederherzustellen? Sollte sie nicht am Ende sogar neue gestalten?

Damit man nichts versäumt, sollte man doch die neuen Ideen genau kennen lernen, wirklich, nicht in der Verzerrung, und versuchen, sie sachlich, ohne Kritik zunächst, den Kindern zu bringen. Natürlich nicht, wenn man sie für unethisch und verwerflich hält *nach* dem Studium ihres wirklichen Wesens. Aber sonst ...

Wenn eine Idee fast unrealisierbar scheint, mindert das ihren sittlichen Wert? Woher nimmt ein Geschlecht Schwung und Stärke, wenn es seine Ideale nicht höher als die Wirklichkeit baut? Albert Schweitzer nennt es das Unglück der Zeit, daß sie sich von der gegebenen Wirklichkeit die Ziele setzen läßt und darauf verzichtet hat, kühn aus der Idee heraus neue zu setzen; so gibt sie unmerklich den Herrscheranspruch des Geistes über die Welt auf.

Nun will ich aber auch diese Frage ganz und gar praktisch, nach dem sichtbaren eventuellen Erfolg betrachten. Dienten wir Deutschland nicht auch am besten, gerade politisch und wirtschaftlich, wenn wir ihm starke Persönlichkeiten schenken könnten? Und würden wir solche nicht gerade am ersten erziehen durch eine hohe, herbe und kühne Ethik, die nicht bequem und den Umständen angepaßt ist, sondern welche die Kraft und den Mut der Menschen aufruft? Vielleicht erziehen wir sie trotzdem nicht, weil die Gegenwartsmenschen zu viel innere und äußere Belastung tragen; aber sollten wir nicht doch diesen Weg versuchen, weil er aussichtsreicher für die Zukunft ist als mancher andere?

Einer Tatsache gegenüber haben wir wohl alle umgelernt und müssen uns ohne Ausnahme mit einer neuen Auffassung auseinandersetzen, nicht von Einzelnen, sondern vom Schicksal selbst uns aufgezwungen: das ist der Krieg. Kann Irgendjemand es noch verantworten, für irgendeinen Krieg Begeisterung zu wecken, einen Krieg, welcher es auch sei, darzustellen ohne seine *furchtbare* Seite? Müssen wir ihn nicht darstellen als etwas, das wohl von Größe begleitet wird, aber seinem Wesen und seiner Wirkung nach grauenhaft ist? Nicht, weil Leben geopfert wird — wer wollte so am Leben hängen! — aber weil die Gesinnung, die *den* Krieg schafft und die *der* Krieg schafft, allen unseren ethischen Idealen entgegengesetzt ist. Natürlich nicht, als ob der Krieg das Einzige sei, das so zu werten ist. Kampf erhalte uns Gott; aber die Gewaltanwendung, die Zerstörung, die Gemeinheit des Kampfes in Krieg und Wirtschaft, in Konkurrenz und politischem Leben — die Umkehrung aller letzten ethischen Forderungen, wer sollte die nicht bekämpfen?

*

Auf solche Gedanken kommt man, wenn man trachtet, der Vorschrift zu folgen: Mehr Kulturgeschichte. Man erweitert seine Kreise in die Weite, aber auch in die Tiefe und Höhe.

Trotzdem wären sie nach wie vor zu eng, wenn man eine andere Ergänzung vergäße, die der Unterricht braucht. Wir waren gewohnt, in der Hauptsache die Geschichte einer Schicht des Volkes zu erzählen; wir hatten nie, nach der Schilderung der ersten Jahrhunderte unserer Geschichte, wirklich das ganze Volk vor Augen. In der Theorie vielleicht — aber das ist belanglos. Hier und da trat einmal die Masse des Volkes auf den Plan, zumeist in Revolutionen. Dann erwähnte man schnell die sozialen Zustände, um sie von neuem in Dunkelheit versinken zu

lassen. Wahrscheinlich war nichts von der Masse des Volkes zu erzählen. Was tat sie denn viel?

Aber sie war doch da; sie bildete doch das Volk mit und hauptsächlich. Man sollte wenigstens immer wieder auf sie hinblicken, hinweisen und fragen: „Wie lebte die Mehrzahl in dieser Zeit und in jener? Was half ihr zur Entwicklung, was hemmte sie??" Da sie immer bloß hier und da einmal auftauchte im Denken des gebildeten Bürgers, konnte sie und alle, die nicht zu seiner Schicht gehörten, so ganz vergessen, so völlig ausgeschieden werden aus dem Begriff „Deutschland". Denn das war sie doch in der denkenden Oberschicht. Wie hätte man sonst von Deutschlands Glanz und Herrlichkeit so ohne Einschränkung sprechen können zu einer Zeit, wo das fürchterlichste Wohnungselend ohne Versuche zur Änderung sich ausbreitete, wo für Millionen die immer drohende Möglichkeit der Arbeitslosigkeit das ganze Leben beschattete, wo man allen Ernstes darüber stritt, ob eine Sonntagsruhe wohl durchführbar sei? Was hatte die Mehrzahl des Volkes damals an kulturellem Besitz? Sind unsere Helden wirklich die Helden Aller, sind unsere Gipfel wirklich die Gipfel des Volkes? Wir sollten künftig doch nicht nur auf Europa sehen, und auf unbeachtete Kulturkräfte, sondern auch auf das gesamte Volk, wenn wir deutsche Geschichte lehren der Vergangenheit oder der Gegenwart. Sonst spannen wir den Zirkel immer noch zu eng und schaffen Verständnis fremder Völker, aber nicht des eigenen. Tatsächlich ist ja die Kenntnis fremder Kulturen immer noch viel verbreiteter als die Kenntnis eines Handwerks, eines Großstadtviertels oder des Tageslaufs von einem Proletarierkind. Sie ist auch viel leichter zu erwerben, denn da spielen uns nicht unsere eigenen Affekte so viele Streiche, wie den Volksgenossen gegenüber, die etwas von uns wollen, was uns unbequem wird.

*

Aber soll Geschichte nicht Heldenverehrung schaffen? Kann dieser neue Unterricht das auch noch?

Ja, wehe ihm doch, wenn er das nicht kann! Wenn er der Jugend das nähme, was ihrer Seele Flügel gibt, das Herrliche, sich in Bewunderung hinzugeben und in Verehrung zu glühen! Warum sollte er das nicht können? Weil er auch der Masse ihr Recht gibt? Muß hier Eins das Andere ausschließen? Warum konstruieren wir nur immer lauter Gegensätze, wo keine sind? Warum wenden wir unser „entweder — oder" immer so kleinlich an, aber groß und lebenbestimmend nie?

Es wird vielleicht so kommen, daß einmal andere Helden die Lehrer und die Kinder begeistern werden als bisher, daß zu den alten Gestalten neue treten und auch wohl eine vor der andern einmal verblaßt, je nach der Einstellung derer, die von ihnen zu berichtigen haben. Keiner kann uns vorschreiben, wer unser Held zu sein hat. Aber unser Herz greift nach denen, die unseren höchsten Idealen entsprechen, und darin liegt die Wandelbarkeit der Auswahl. Napoleon I. wird vielleicht einmal zurücktreten hinter Gandhi. ...

Man könnte eine große Hilfe haben, wenn man die rechten Bücher mitarbeiten ließe. Es könnten ein paar ganz neue Bücher in den Lesepan aufgenommen werden, solche, die Führer im Leben wären, in denen aus der Gegenwart für die Gegenwart Kraft zu schöpfen wäre. Sie brauchten keins der wirklich wertvollen anderen zu verdrängen, sie hätten schon Platz daneben. Holen wir uns doch die Erzieher, die es besser können als wir, auch wenn sie Bücher sind! Es wäre schon schön, eine solche Bibliothek zusammenzustellen. Hier ist gleich an Anfang dazu: es müßten darin sein Albert Schweitzers „Kindheit und Jugendzeit", und die Lebensgeschichte von Margaret Ethel Macdonald. Wenn möglich auch ein ganz neu erschienenes Buch einer amerikanischen Ärztin, M. E. Elliott, die in phantastischen Gefahren unter den Armeniern gearbeitet hat. Sie nennt ihr Buch: Beginning again at Arrarat, denn dort am Arrarat wirkt zum ersten Male in größerem Ausmaß das „neue Motiv" — das alte Motiv des Christentums —: uneigennützige Hilfe von Volk zu Volk. Wir hören immer nur vom Dollaramerika; wir sagen „amerikanisieren" für tot und profitlich machen. Und hier erfahren wir von einem ganz anderen Amerika, das mit persönlichen Opfern für ein ungeheuer mißhandeltes Volk eintritt, das ihm keinerlei Vorteile verspricht. Millionen von Menschen stehen hinter diesem Werk, und seine besondere Note gewinnt es noch dadurch, daß es vor allem von Frauen ausgeführt wird; Frauen haben Hospitäler gebaut und versehen, Frauen haben ein Waisenkinderlager für 40 000 armenische Waisen organisiert. Eine Frau erzählt hier von Erlebnissen, die wirken wie eine Odyssee, und schreibt bescheiden so, als sei es nichts gewesen.

Mit solchen Menschen sollte man Kinder in Berührung bringen, man sollte sie Atmosphären kennen lehren wie diese. Solche Bücher muß man freilich suchen — aber zu finden sind sie schon.

Es versteht sich von selbst, daß man Bücher wählt, die auch einen gewissen ästhetischen Wert haben; um alles in der Welt keine Ethik mehr mit Geschmacklosigkeit verbunden, so wie früher die frommen Buchhandlungen waren!! Und nur nicht zu viel Ethik, lieber zu wenig. Zuviel schafft das Verlangen, in einem Zigeunerwagen auf und davon zu fahren in wilde, selige Pflichtlosigkeit hinein. Wenn nur das Wort „wir sollen", dies verheerende Wort aus Religionsstunden und vielen deutschen Stunden, fast ganz verschwände! Wir dürfen — wir können — und nur ganz selten, aber dadurch in einer wirklichen Majestät das unvergleichlich ernste: „wir sollen." (Schluß folgt.)

Charlottenburg Julie Schlosser

Wege nach Lausanne

4. Söderblom

Zuerst erinnere ich an Söderbloms imponierenden Versuch, Ordnung in das Chaos der konfessionellen Geschiedenheit zu bringen („Einigung der Christenheit" S. 29 bis 107). Da sehen wir, wie vom Anfang der Geschichte Gottes mit seinem Volk sein Geist den großen Propheten von Mose an ein neues Wort gibt, mit dem sie die kirchliche Gemeinschaft zur Entscheidung aufrufen. Ist sie zur Eingliederung der neuen Gottesbotschaft nicht mehr jugendkräftig genug, dann scheidet sie den Kreis um den Propheten aus. Aber die Kirche wandert mit den Ausgeschlossenen — und kann auf die zurückgebliebene Rumpfgemeinde tausendfach zurückwirken in fruchtbarem Nebeneinander. Daneben, eine ganz andere Art darstellend, stehen die Sektenhäupter, die von der Kritik an der Kirche zum selbstgewählten Austritt weiterschreiten, um auf Grund des eigenen Programms ihre ausschließende wahre Kirche zu verwirklichen. Oft hat die Großkirche durch ihre Enge und Verständnislosigkeit mit Schuld am Ausscheiden dieser größeren oder kleineren Gemeinschaften, die den Weg wohl auch wieder zurückfinden, wie z. B. die Schottische Freikirche.

Entscheidend für Söderbloms Konzeption ist Jesu Zusammenstoß mit der jüdischen Kirche, den er bei Mose, auch bei den großen Propheten, in voller Entsprechung bei Luther und bei Wesley abgespiegelt sieht. Im Kampf der umfassenden Volkskirche und der wählenden Freikirche, der Anlaß und Gegenstand einer überaus fruchtbaren und von uns noch nicht genügend genutzten Denkarbeit der schwedischen Kirche geworden ist — ich nenne Billings Hirtenbrief und sein Heft „Volkskirche und Verkündigung" (beide schwedisch) — ist er wohl groß durch wirkliches Nachgehen und Verstehen in alle Lager hinein; aber die Entscheidung ist ihm ganz klar: es handelt sich nicht um eine absolute Anstalt und den Grad der Annäherung an diese in der einzelnen kirchlichen Gemeinschaft, sondern

um zwei große Ideen, die subjektive: die Entscheidung und Wahl der einzelnen Seele in eigener Sache, und die objektive: das übermenschliche und unbegreifliche Wirken von Gottes Gnade" (ebenda 98). „Die Fundamente der Kirche sind gelegt durch das Wort als Offenbarung in Schrift, Sakrament und Verkündigung. In seinem innersten Wesen ist das Wort, der Logos: Christus." Das „Wort" in Luthers Sinn ist nicht das im Altertum abgeschlossene Schriftwort, sondern das jetzt lebende Gotteswort, genährt vom Heilandsinhalt der Schrift, aber nicht an den Schriftbuchstaben gebunden. „Man sollte hinzufügen, daß dies gleiche Wort, auf das die Kirche gegründet ist, eine objektive göttliche Macht bedeutet. Solch eine Deutung umschließt im Worte Alles, was Gott in Vergangenheit und Gegenwart für Jeden getan hat, der sehen und hören kann. Solch eine Grundlegung macht mehr als eine Spielart christlicher Gemeinschaft möglich" (101).

Der letzte Satz zeigt Söderbloms übergesetzliche Weite. Sie trug die Stockholmer Tagung auf starken Händen und trug sie zur Höhe empor. Sie ruht auf einer entschlossenen Entscheidung für die Volkskirche, die sich durch Gottes geschichtlichen Ruf an die gesamte Volksgemeinschaft gesandt weiß als Boten und getreue Abspieglung von Gottes vorlaufender Gnade. Sie ist die Folgerung aus Luthers immer wieder verkannter Einsicht ins Wesen der iustificatio impii. Söderblom ist seinem Gott in der Geschichte seiner Heimatkirche begegnet und weiß, was von allen seinen Dienern gilt: daß sie nicht über den Meister sein sollen. So fügt sich ganz natürlich dem Abschnitt über die Scheidungen der Kirche mit seinen schmerzlichen Rück- und Ausblicken der freudig bejahende über die Nationen als religiöse Einheiten an.

Der Freund der bischöflichen Verfassung, in der er groß geworden ist, hat den Amerikanern immer wieder mit erquickender Deutlichkeit gesagt, daß die Verfassungsfrage für die Erkenntnis des grundlegenden Wesens einer Kirche durchaus unerheblich sein kann. (Vgl. seinen Bericht über seine Amerikareise 1923 „Från Upsala till Rock Island"). Das hat er bereits 1908 in Schweden betont, als die Verhandlungen mit den Anglikanern über die Abendmahlsgemeinschaft begannen.

Eine Kirche ist für Söderblom „katholisch", d. h. echte Fortsetzung der einen Kirche Christi — er gehört nicht zu denen, die in ihm einen Kirchenstifter sehen — wenn sie sich als Verwalterin des umfassenden Missionsbefehls Christi weiß. Die Begrenzung auf eine nationale oder sonstige Einheit ist, als geschichtliche Verwirklichung des Leben schaffenden Berufes von Gott her, keine Einschränkung, sondern die Aktualisierung ihrer Aufgabe. Ausgeschlossen ist dadurch nur die sektenhafte Absolutsetzung des eigenen Wesens, die sich in Verdammung der Andern und in einem Hineinmissionieren in andere christliche Welten zeigt. Daß der Kampf um die Wahrheit ein Kampf um Seelen ist, ist klar gesehen. Es bleiben ihm aber, gerade auch innerhalb der evangelischen Welt, genug bedauerliche Grenzüberschreitungen festzustellen. — Wie ist Katholizität zu erreichen? Wer im Ringen der Konfessionen so klar neben dem reinen Eifern um die Wahrheit den alten Adam der Körperschaften, des Institutionalismus sieht, kann den anstaltlichen Weg nicht gut heißen. Darum ist evangelische Katholizität, der evangelische Weg zur Kirche, für Söderblom einzig der der grundsätzlichen völligen Entdinglichung, Entgesetzlichung im Blick auf das einigende Gut: Gottes lebendig machenden Ruf, das geheimnisvolle Wirken der Gnade, ihre Unwiderstehlichkeit in ihrem tausendfach unterschiedenen Gestaltwerden in den Herzen, die sich willig ergreifen lassen, zur Liebe und Nachfolge entzündet an Christo, dem lebendigen Wort Gottes. Die Gemeinschaft um das gesetzesfreie Evangelium ist nicht eine schmale Basis kirchlicher Einigungsmöglichkeiten neben ehrwürdigen, altersgeheiligten anderen; sie ist in Wahrheit die einzige Brücke, auf der man sich im Innersten begegnen kann, ohne Unaufgebliches in den Strom geworfen zu haben. Das Unaufgebliche, die geschichtliche Ausgestaltung des christlichen Gemeinschaftslebens der Völker, ist eben das, was erst eigentlich Wert hat, um, bewahrt, als Morgengabe eingebracht zu werden. Erst vom paulinischen Blickpunkt aus wird es ja in seine von ängstlicher Observanz befreite unvergängliche Würde eingesetzt. Der Heilsbesitz der Kirchen ist nicht quantitativ-vergleichend, gleichsam am Thermometer, abzulesen (Rede auf dem Lutherischen Weltkonvent 1923, vgl. Protokoll S. 14 f.; auch bei Katz, Nathan Söderblom, S. 70 f.). — Das Ganze des kirchlichen Gutes muß auf einen göttlichen Herzpunkt bezogen sein. „Denn Luther hat nicht nur einige Artikel gestrichen oder geändert oder hinzugefügt. ... Sondern er hat, wie kein Zweiter nach Paulus, die unergründliche Fülle der Liebe Gottes im Gekreuzigten wieder geoffenbart. Und diese evangelische Heilslehre von der Gnade Gottes muß von uns unverbrüchlich rein gehalten werden. Denn sie ist unser Evangelium im Leben und im Sterben. Sie allein verbürgt uns Vergebung, Trost, Gewißheit und ewiges Leben. ... Innerhalb der Christenheit sollen wir als evangelisch-lutherische Christen die Innigkeit, Selbständigkeit und Stärke des inneren Lebens pflegen und wahren. Unumgänglich ist jetzt eine gewisse Organisation den Mächten der Finsternis und auch den organisierten Feinden des evangelischen Wesens gegenüber. Sie ist eine sekundäre Sache. ... Das Wort Gottes ist unsere einzige Stärke. ... Und wir sollen nicht nur das Wort mündlich bekennen und im Munde führen. Wir sollen selbst durch Gottes Gnade das Wort, den Willen Gottes, in Herz und Leben inkarnieren. Wir sollen nach dem Wort des Apostels ein Brief Christi an die Menschheit sein." Und in der Deißmann-Festschrift (332 f.): „Ein geordnetes Amt für Wort und Sakrament ist notwendig. Aber wenn eine gewisse Form als absolute Bedingung betrachtet wird, haben wir Gesetzesreligion, nicht Evangelium. ... Was die Aufsätze der Ältesten für Jesus waren, das waren für Martin Luther die Dekretalien der Päpste." „Eben in der Grundfrage der Weltkonferenz und der heutigen Kirche offenbarte sich bei der Verschiedenheit der Temperamente die evangelische Übereinstimmung darin, daß die überweltliche, in der Welt wirksame Gottes-Herrschaft von keiner Seite als eine organisierte Anstalt betrachtet wurde."

Söderblom versteht, das Wertvolle bei katholischen Denkern herauszuarbeiten, und ist doch keinen Augenblick in Gefahr, sich seinen evangelischen Gesichtspunkt verrücken zu lassen. Durch die von der historischen Gemeinschaft bedingten Formulierungen stößt er zu den Sachen durch, und dort bedeuten die konfessionellen Bindungen keine Hemmungen wirklicher Auseinandersetzung mehr. Sein ganzes großes Werk über das „Religionsproblem im Katholizismus und Protestantismus" ist des Zeuge. In der Festschrift für Magnus Pfannenstill (Lund 1923) hat er über den seitdem heimgegangenen englischen Katholiken Friedrich von Hügel, den Geschichtsschreiber der Heiligen Katharina von Genua, eine „Studie über evangelische und katholische Ethik" veröffentlicht. Dort widerlegt er in feinstem Eingehen auf Hügels Gedankengänge den katholischen Gedanken der Zweiteilung in Natur und Übernatur. „Niemand, nicht die größten Heiligen der Christenheit, ja nicht einmal der Heiland selber, konnte oder kann mehr tun als Gottes Willen gehorsamen. ‚Er war gehorsam bis zum Tod.' Aber auch die äußerlichste, gewöhnlichste und geringste Handlung kann von Vertrauen und Gehorsam geadelt werden. Sagen wir nun, Alles lasse sich auf ein natürlich Gutes zurückführen? Nein, umgekehrt. ... Keiner, der auch nur eine Spur von sittlichem Wandel aufweist, d. h. von dem, was allein den Namen gut verdient, kann ohne göttliche Hilfe durchkommen. Das ‚Übernatürliche' ist überall im Spiele, wo das Wort gut in sittlicher Bedeutung mit Fug gebraucht wird" (177). In der Studie über Hügel wie auch sonst, so in der

Gustav-Adolf-Rede Bremen 1921, hat sich Söderblom mit dem „Begriff des evangelischen Heiligen" auseinandergesetzt. Auch hier erweist er seine eigentümliche Kraft der Scheidung der Geister, die ehrliches Ringen um Einheit allererst ermöglicht. Was in Bremen und in einem Greifswalder Vortrag thetisch auftritt, wird Hügel gegenüber in einer Erörterung sublimster Art aus den Wahrheitselementen der, in den Zielen so anders gerichteten, Darlegung des Katholiken gewonnen. Ein besonderes Charisma Söderblomscher Art wird hier wirksam: Die persönlichen Beziehungen, weit davon entfernt, die Aussprache in verbindlichen, zu nichts verpflichtenden Allgemeinheiten untergehen zu lassen, steigern, mit der Intimität, die Durchschlagskraft des kritisch aufbauenden Nachweises.

Auch der anglikanischen Welt gegenüber bleibt er bei allem Reichtum kirchenregimentlicher wie persönlicher Beziehungen der Mann des schwedischen Luthertums. Überaus lehrreich und durch ihre zurückliegende Entstehungszeit wichtig sind da für unser Urteil die Artikel, mit denen er 1908 die Verhandlungen mit der von Bischof Wordsworth von Salisbury, dem Herausgeber der Vulgata und nachmaligen Verfasser eines auch ins Schwedische übersetzten Buchs über die schwedische Kirche (vgl. ThBll 1925 Sp. 269) geleiteten anglikanischen Bischofskommission in der Presse vorbereitete und laufend begleitete. Sie finden sich in dem Buch „Leib und Seele der schwedischen Kirche" (schwedisch, Stockholm 1916) und dürfen dem Geschichtsschreiber der Einigungsbewegung nicht entgehen. Gerade, weil er die Sprache der Anglikaner versteht und das weithin Gemeinsame so wohl herauszuarbeiten weiß, tritt die bleibende Differenz so deutlich hervor, zu Nutz und Frommen beider Seiten. Wollte man drüben fragen, auf welche Seite Söderblom gehöre, auf die der Staatskirche oder der Freikirchen, so könnten ihn beide Parteien mit sehr guten Gründen zu wesentlichen Teilen seiner Verkündigung für sich beanspruchen. S. 624/5 im neuen großen Buch betont er mit Freuden, wie wohl der Freikirchler Garvie, der Bischof Brent unterstützend die Lausanner Konferenz mit leiten wird, die Unterscheidung Luthers zwischen Gesetz und Evangelium kenne. Söderbloms Buch, das die Stockholmer Tagung vorbereitete, ‚Christian Fellowship', das ich unter dem Titel „Einigung der Christenheit" übersetzt habe, ist denn auch überm Kanal entweder mit erheblichem Stillschweigen aufgenommen oder mit der kritischen Marke ‚protestant' versehen worden. Für das klare Gefühl der Engländer gaben nicht die angestammten, von Söderblom freudig bejahten, hochkirchlichen Formen des Gottesdienstes, sondern die vorbehaltlos ausgesprochene gesetzesfreie Frömmigkeit den Ausschlag. Daß diese Freiheit vom Gesetz sich mit gleichem Recht gegen puritanische Kritik wendet, sei nur angemerkt.

Sehr zu seinem Vorteil unterscheidet sich Söderblom von Vielen, die bei uns über „Stockholm" schrieben und vortrugen, durch seine auf intimer Kenntnis beruhende Schätzung deutschen landeskirchlichen Wesens. Der Leipziger Professor kennt eben deutsche Kirche und Kirchenleitung ganz anders aus der Nähe und konnte unter ganz andern sachlichen wie persönlichen Voraussetzungen beobachten als Viele sonst. Am Stuttgarter Kirchentag wie an der Feier in Wittenberg, als der Kirchenbund endlich Wirklichkeit wurde, hat er, im Innersten ergriffen, teilgenommen. Hören wir ihn selbst (S. 645): „Was blieb den deutschen Kirchen, als der Summepiskopat, als das bürokratische Rückgrat gefallen war, um die Zersplitterung durch Richtungsstreitigkeiten und landsmannschaftliche Verschiedenheit hintanzuhalten?" „Jetzt geschah das Wunder. Nach den Leiden des Kriegs, nach der Revolution, der Schmach des Friedens, unter Hunger und Not sammelten sich die Abgeordneten der eben vom Staat getrennten und in mehreren Fällen mit rücksichtsloser Härte behandelten Kirchen. Nach vorbereitenden Tagungen fand der entscheidende Kirchentag in Stuttgart 1921 statt. Samt andern geladenen Gästen von den Schwesterkirchen waren wir dort, drei Bischöfe und zwei Dompröpste aus Schweden. Es waren Tage harter geistiger Arbeit unter der Leitung des gewählten Vorsitzenden Freiherrn Dr. von Pechmann. Das Ergebnis war, was sich in den Sonnenscheinstagen des Glücks, des Übermuts, des Fortschritts und des staatlichen Wohlwollens nie hatte erreichen lassen. Man bildete einen Kirchenbund mit echt deutscher Gründlichkeit, nicht bloß einen freien Zusammenschluß für diverse Zwecke, sondern einen sorgfältig aufgeführten gemeinsamen Organismus, der eine juristische Person bildet und gewißlich nicht in das innere Leben der besonderen Landeskirchen und Fakultäten und der freien, gleichfalls im Kirchenbund vertretenen, christlichen Tätigkeitszweige eingreifen darf, aber doch die größte festgefügte Einheit der evangelischen Christenheit, den Deutschen Evangelischen Kirchenbund, bildet. Seine erste Maßnahme, als er zu Stande gekommen war, war ein Gruß an den Schwesterbund in den Vereinigten Staaten; die zweite ein herzliches Ja zu der Einladung, mit andern christlichen Gemeinschaften in Gebet und Ratschlag über die Zukunft des Reiches Gottes auf der künftigen Tagung in der schwedischen Hauptstadt zusammenzustehen."

Söderblom wußte, welche Gegensätze einander in Stockholm entgegentreten würden. War ihm bange, so verzagte er nicht. Über seiner ausführlichen Darlegung liegt eine gesammelte Kraft und Ruhe, die mit Verbindlichkeit nach den verschiedenen Seiten oder gar Vertuschen keinen Augenblick verwechselt werden kann. Seiner systematischen Behandlung der „Hauptfrage" (Wesen des Gottesreichs) gelingt es, in Kontinenten zu denken und doch die feine theologische Arbeit nicht hintanzulassen. Die deutsche Delegation darf sich von ihm wohl verstanden wissen, von ihm, der an Kenntnis der intimsten Vorgänge alle Kritiker übertrifft. Vom Völkerbund, dem wir damals noch fernstanden, weiß er: „Niemand kann wohl leugnen, daß der Gedanke einer rechtlichen Ordnung über die Staatsgrenzen hinaus eine unmittelbare Erfüllung der biblischen Prophezeiung des Friedens durch Recht und Gerechtigkeit ist. Eine andere Frage ist, ob und wie weit man den Völkerbund dahin bringen könne, diesem Ideal zu entsprechen" (516). „Daß die deutsche Delegation als solche die Schuldfrage nicht vorbrachte und kein einzelnes Glied der starken deutschen Delegation in der freien Aussprache mit diesem Gegenstand herausrückte, der jahrelang in der Weltpresse im Vordergrund gestanden hatte, zeugte von einem christlichen und nationalen Ernst und einer inneren Kraft, die weit stärkeren Eindruck machten, als es ein paar Tagungsentschließungen in der Sache vermocht hätten. Man ahnt hierbei innerhalb der deutschen Delegation einen Kampf der Geister und ein siegreiches Gefühl für Solidarität und gemeinsame Verantwortung" (517/8). In der Tat: „Von der intensiven Arbeit, die in der deutschen Delegation Tag für Tag, Stunde für Stunde, weit in die Nächte hinein, geleistet wurde, wo die Anschauungen scharf widereinander standen, wußten die meisten Teilnehmer an der Tagung just nichts. Wer die inneren Schwierigkeiten verstand, mußte das gemeinsame äußere Auftreten der Delegation in seiner Selbstbeherrschung und Kraft bewundernswert finden." Ein Ergebnis war D. Kaplers Erklärung vom 25. August. „Deutschland war nicht von Anfang an im Völkerbund dabei gewesen und seine kirchlichen Leiter konnten sich über ihn kaum mit gleicher Vorbehaltlosigkeit aussprechen wie die Bürger anderer Länder" (480). Von D. Klingemanns Rede heißt es: „Sie war frank und reinigte die Luft" (481). S. 484 steht die schöne Äußerung des Bischofs von Winchester darüber, die leider im Deißmannschen Protokoll S. 521 fehlt: „Aufrichtig, männlich und ganz und gar in christlichem Geiste." Söderblom fügt bei: „Engländer schätzen Aufrichtigkeit" und erinnert sich, was ihm beim Kohlenstreik ein Arbeiter während einer Rede Bischof Hensons im Theater zu West

Hartlepool gesagt. Der pries den Bischof trotz ihres sachlichen Gegensatzes: „Wir sind stolz auf unseren Bischof, denn er macht keine schönen Reden, sondern redet rein heraus" (484/5). Er fährt fort: „Gewiß durfte man somit vermuten, daß die Engländer Generalsuperintendent Klingemanns Aufrichtigkeit würdigen würden, die sicher auf der ganzen Linie an und für sich befreiend wirkte, soweit sie die für die nutzbringende Behandlung der Sache unumgängliche Kenntnis des durch den Krieg nah berührten Gedankenganges von Millionen aufrichtiger Christenmenschen gab." Es folgt ein Hinweis auf die unter uns noch fortgehende Diskussion. D. Wolffs Rede wird ohne Kommentar kurz referiert (512). Von Kählers Beitrag über die deutsche soziale Gesetzgebung heißt es: „Er wog schwer" (369). Den mitarbeitenden deutschen Frauen wird die „berechtigte Aufmerksamkeit" nachgerühmt, die ihre Leistung weckte. Ein Franzose nennt sie Söderblom gegenüber „mit einer sprechenden Geste" eine Erscheinung, die ich mir nicht träumen ließ (401). Von einer feinen Charakteristik der Nationen durch den Engländer Shilitto gibt Söderblom Proben (323): „Es liegt stets ein Ton von Pessimismus in deutscher Frömmigkeit, und bei einem gedemütigten Volk will die Seele gern an der Welt verzweifeln und bei Gott Zuflucht suchen. ... Die Franzosen waren beredt und glühend und freigebig in ihren Anerbietungen; aber die französischen sozialen Enthusiasten waren eine Minderheit einer Minderheit und können ihr Volk nicht mitreißen." Söderblom faßt zusammen: „Auf deutscher Seite hat man gesagt, die Konferenz bedeute nichts Geringeres als Deutschlands endgültiges Heraustreten aus der geistigen Isolierung. Hier geschah eine Begegnung der Geister auf der Plattform der christlichen Bruderschaft, wo das Reich Gottes mehr gilt als die Unterschiede und Vorurteile der Weltpolitik. Hier geschah, was mehr ist, in angelsächsischen Gemütern in weiter Ausdehnung die Entdeckung des wirklichen deutschen Geistes — wie bei den Deutschen Vorurteile gegen Angelsachsen und Franzosen beseitigt wurden" (521). Von dieser Hauptsache hebt sich eine illegitime Seitenentwicklung vor Söderbloms Blick klar ab: „Wie bedeutsam ein solches Ereignis auch sein mag, so liegt darin auch eine gefährliche Versuchung. Nicht nur der Reichsgottesgedanke des Luthertums machte sich geltend, sondern auch das volle Recht des deutschen Volkes und Geistes auf gleichberechtigte Teilnahme an der Zusammenarbeit der Christenheit und der Völker. Leicht wurde da für ein nationales oder nationalistisches Gemüt der vaterländische Gesichtspunkt ebenso stark, ja vielleicht stärker als der rein religiöse. Wenn Deutsche den 25. August ‚unseren großen Tag' nannten, so liegt darin auf gewissen Seiten eine nationalistische Ausnützung von etwas, das ein Akt der Aufrichtigkeit und Versöhnlichkeit war" (521/2). Fein fügt Söderblom an, die Auffassung erlebter Tatsachen geschehe beim Einzelnen mittels der feineren oder gröberen Skala, über die sein inneres Leben von vornherein verfüge.

Diese Worte sind alle nicht mehr Bericht eines Teilnehmers, sondern Zeugnisse eines einzigartigen Weiterarbeitens an den in Stockholm brennend gewordenen Fragen. Für Söderblom waren sie es schon Jahre vorher, und sein Buch zeigt Jedem, der sehen kann, daß er die Führung in starker Hand und lernbereitem Geiste weiter festhält. Die deutsche Übersetzung wird erweisen, daß Söderblom seit 1925 weitergekommen ist und das Werk weitergeführt hat.

Ich wüßte nicht, was uns bessere Hoffnungen zu dem schweren Werk in Lausanne geben könnte, als die gütige, klare, nach allen Seiten menschlich offene, in der Sache so unverrückbar auf der umfassenden Weite paulinisch-lutherischer Gesetzesfreiheit stehende Art des Führers Nathan Söderblom. Mein Versuch der Kennzeichnung seiner Art war 1925 darauf hinausgelaufen, daß hier ein erweckter Lutheraner, voll Dankbarkeit gegen seine kirchliche Heimat, dem Beruf des Gottes der Geschichte voll gehorsam, bis zur Mitleidlosigkeit wider sich selbst, am Werke sei. Wie hat sich an dem Bilde des Sünder suchenden, geduldigen Gottes sein Wartenkönnen geformt! Hier hat das Luthertum durch seine Anschauung von Gott einen Charakter prägen helfen. Wie fern ist er als Theologe den Gefahren der Erweckung! Wie sieghaft ist die Glut seines Willens zur Gerechtigkeit, die nur Eines haßt: die laue Selbstzufriedenheit solcher, die, vermeintlich wohlgeborgen, die Hände in den Schoß legen.

Geht es nach seinen stillen Wünschen, so wird die paulinische Haltung dieses Lutheraners sauerteigartig die Masse durchdringen. Wie schnell, das stehe dahin. Das Geheimnis, wie ein glühendes Herz so wohl zu warten verstehe, woher es wisse, daß, um der heiligen Verantwortung willen, der erste Schritt vor dem zweiten geschehe müsse, hat er selber an einem von Friedrich von Hügel übernommenen Beispiel versinnbildlicht („Einigung der Christenheit" S. 143 f.): Der Jesuit Perry, auf eine Südseeinsel geschickt, um einen Venusdurchgang zu beobachten, erkrankt tödlich. Der Arzt sagt ihm, wie lange er noch bei Bewußtsein bleiben werde. Nun empfängt er die Sterbesakramente, erledigt das Letzte und kann sich gesammelt der Beobachtung widmen bis zu seinem Tod nach der entscheidenden Beobachtung. „Die Augenblicke waren kostbar, aber er hatte keine Zeit für Eile und Nachlässigkeit, sondern war totus in re, ganz und gar von der vorliegenden Aufgabe hingenommen. Geradeso hat die eschatologische Erwartung des Evangeliums ihren großen Anteil daran, daß Jesus sich seiner Aufgabe so voll hingab und für alle Zeiten und Geschlechter redete und handelte. Ein Schwächling wäre unruhig hin und her gelaufen, wenn ihn die kurz bemessene Zeit angespornt hätte. Aber Jesus wurde dadurch nur um so ruhiger, völliger und gesammelter. ... Der Ernst der Ewigkeit legte sich über seine Worte und machte sie für alle Zeiten wesentlich, wahr und anwendbar."

Niemand verkennt, wie stark persönlich diese Auslegung bedingt ist. Aber es ist schon so: noch mehr als für Stockholm sind uns für das dornenreiche Gelände Lausannes die persönlichen Garanten die wichtigsten Stützen unserer Hoffnung. Von wem gälte das mehr als von dem Träger der Stockholmer Idee? So habe ich den Leser auf die Höhe geführt, wenn ich ihm Mut gemacht habe, an der Seite und im Sinn dieses ökumenischen Lutheraners zu arbeiten und zu hoffen.

Fahrenbach Peter Katz

Die Missionstätigkeit amerikanischer Kirchen in Europa

3. Der Baptismus

Deutscher religiöser Eifer und amerikanische Unterstützung mit Geld haben auch die weite Ausbreitung des Baptismus zu Wege gebracht. Alle baptistischen Konferenzen, soweit sie auf protestantischem Boden oder in den slawischen Gebieten erwachsen sind, hängen mit dem Wirken des „Vaters des festländischen Baptismus", J. G. Oncken (1880—1886), zusammen. Als Missionar der Continental Society war er aus Schottland in sein Vaterland zurückgekommen. Bei seiner Arbeit gewann er die Überzeugung von der Notwendigkeit der Erwachsenentaufe. Ein Mitglied des amerikanischen Baptismus kam, um ihn zu taufen. Da sein Wirken erfolgreich gewesen war, ernannte ihn die American Baptist Mission Society zu ihrem Missionar, unterstützte ihn mit reichlichen Zuwendungen und trat auch bei dem Hamburger Senat aus Anlaß der gegen ihn einsetzenden Verfolgungen für ihn ein, so daß er schon vor dem Hamburger Brand 1842 dort einigermaßen unbehelligt blieb. Seine hilfreiche Tätigkeit nach diesem Brande brachte ihm das Wohlwollen der Behörde ein.

Er warb in allen Teilen des evangelischen Deutschlands Anhänger trotz der schweren Bedrückungen, bis das Jahr

1848 einigermaßen Erleichterung brachte. Bis zum Jahre 1895 reicht die Zeit der erfolgreichen Tätigkeit, von da an macht sich bemerkbar, daß die Staatskirchen durch Übernahme amerikanischer Einrichtungen, wie Sonntagsschule usw., und die Gemeinschaftsbewegung Mittel gefunden hatten, um den Freikirchen auf würdigere und erfolgreichere Art entgegenzutreten als früher. Aber auch die sozialdemokratische Bewegung entzog manche Möglichkeit, unter der Arbeiterbevölkerung zu wirken.

Vor dem Kriege war das Werk gut ausgestaltet. Es stand ihm außer den Beiträgen aus den Reihen der Anhänger, den Erträgnissen des Verlagsgeschäfts und dem Zinsenertrag einiger Stiftungen amerikanische Unterstützung zur Verfügung. Die sozialen und Unterrichtseinrichtungen gleichen denen der beiden andern Kirchen. Ein Predigerseminar mit vierjährigem Kursus befindet sich in Hamburg.

Durch den Krieg und die folgende Inflationszeit traten große Verluste ein. Im Osten wurden Gebiete mit starken Gemeinden durch den Versailler Vertrag von Deutschland abgetrennt. Zwar zeigte sich um 1921 nach Eintritt ruhigerer Verhältnisse ein ziemlich starkes religiöses Bedürfnis im Volke, so daß sich die Zahl der Taufen stark vermehrte; durch die nachfolgende Geldentwertung aber verarmten die Gemeinden, und die finanzielle Last ist, nachdem die in den schwierigen Jahren gewährte Hilfe Amerikas ziemlich aufgehört hat, schwer. Zu ihrem afrikanischen Missionsfelde in Britisch-Kamerun ist ihnen der Zutritt seit 1924 wieder gewährt, ebenso sind wieder nach Indien ein Missionar und Bibelfrauen zurückgekehrt.

Der Bund deutscher Baptistengemeinden setzt sich aus fünfzehn Vereinigungen zusammen, die alle drei Jahre ihre Delegierten zu einer Konferenz entsenden. In einem „weiteren Bund" stehen sie mit den Schwesterkirchen in der Schweiz, Österreich, Holland, Rumänien und Bulgarien. Die wöchentlich erscheinende Zeitschrift „Der Wahrheitszeuge" bringt es auf eine Auflageziffer von 19 500; es wird noch ein Missionsblatt und ein Sonntagsschulblatt herausgegeben. Die Mitgliederzahl ist auf 58 000 angewachsen, die an Gaben für ihre Kirche zwei und eine halbe Million Mark zahlten. An den Aufgaben für die Hebung der Volkssittlichkeit beteiligt sich die Führerschaft in gleicher Weise wie die Führer der beiden anderen Kirchen in amerikanischem Sinne.

Durch das Seminar in Hamburg hat der deutsche Zweig des Baptismus einen großen Einfluß auf die Entwicklung der Bewegung in anderen europäischen Ländern gewonnen. Das erste Land, in dem die Baptisten jenseits der deutschen Grenzen Anhänger gewannen, war Dänemark, das die Heimat eines der tüchtigsten Mitarbeiter Onckens war. Recht langsam und nur, nachdem durch die freiheitliche Entwicklung und durch die Verbindung mit der American Foreign Baptist Mission ein Weiterarbeiten möglich geworden war, konnte sich die Mitgliederzahl auf über 5000 erheben. Nach Art der in Dänemark heimischen Volkshochschulen ist eine baptistische theologische Anstalt errichtet, auf der auch die Prediger herangebildet werden. Die sozialen Einrichtungen sind gemäß der Mitgliederzahl ausgebaut.

Durch Berührung mit deutschen und dänischen Baptisten waren zwei Schweden beeinflußt worden und hatten sich taufen lassen. Sie nahmen die evangelistische Arbeit in ihrem Lande auf; ihre Anhänger wanderten, soviele es ermöglichen konnten, nach Amerika aus, um den Verfolgungen zu entgehen. Durch die Publication Society der amerikanischen Baptisten wurde ein weiterer planvoller Ausbau des schwedischen Werks möglich, ein Seminar wurde eingerichtet, auf dem jetzt etwa hundert Zöglinge sich auf den Predigerberuf vorbereiten, denn es gilt über 60 000 Mitglieder in etwa 700 Gemeinden zu versorgen. In diesem Lande waren auch Baptisten zuerst Mitglieder der staatlichen, gesetzgebenden Körperschaften und haben viel getan, um die Rechte der Dissidenten festlegen zu lassen. An Gaben der Anhänger kommen gegen vier Millionen Kronen zusammen.

Von Schweden aus wurde der Baptismus in das Nachbarland Norwegen verbreitet. Für diese nordischen Länder übernahm die Nordkonvention der Baptistenkirche in Amerika die Fürsorge; in jedem Staate wurden Einrichtungen getroffen, um Prediger heranzubilden. Die Anhängerschaft weist hier gegen 4900 Getaufte auf.

Schweden arbeiteten auch unter ihren Stammesgenossen in Finnland. Es bildete sich eine schwedischsprechende Konferenz, zu der durch die Tätigkeit eines finnischen Schiffers noch eine finnische hinzutrat. Nach Überwindung der Schäden in der Bürgerkriegszeit und einer fanatischen Pfingstbewegung gehören den 45 Gemeinden über 3000 Mitglieder an.

In Lettland war der Krimkrieg die Veranlassung, daß die Bewohner mit dem Baptismus in Berührung traten. Viele Letten suchten in Memel Arbeit, wo sie mit der dortigen Gemeinde bekannt wurden; nach dem Kriege suchten umgekehrt verschiedene Baptisten in dem aufblühenden Libau ihren Unterhalt, und so entstand hier eine Gemeinde, eine andere in Windau. Die entstehende Vereinigung wurde als ein Teil des deutschen Baptismus betrachtet. Die Zahl der Mitglieder wurde unter Deutschen und Letten bedeutend. Der Krieg zerschlug alle Pläne und gefährdete den Bestand. Doch blüht das Werk jetzt wieder. Die Anzahl der deutschen und lettischen Baptisten beläuft sich auf etwa 9000.

Vernichtet wurde auch das Werk in Esthland durch den Krieg. Hier hatten sich auch zunächst Deutsche dem Baptismus zugewandt. Nach der Neuordnung der Verhältnisse ist mit dem Wiederaufbau begonnen, und sechstausend sind wieder getauft. Über die Grenze in Litauen ist die Arbeit auch wieder aufgenommen. Aber die Erfolge sind nicht eben groß. Vor dem Kriege gab es nur deutschsprechende Gemeinden. Denn neben der Gegnerschaft der russischen Regierung mußte hier noch der Widerstand der katholischen Kirche ertragen werden. Aus den deutschen Kriegsgefangenenlagern kehrten viele bekehrte Gefangene in das Land zurück.

Mächtig ist der Einfluß des Baptismus in Rußland geworden. In allen deutschen Ansiedlungen im Süden, an der Wolga, in Wolhynien und Kaukasien und infolge der Kolonisation Sibiriens auch dort waren seit den sechziger Jahren Baptistengemeinden entstanden. Sie schlossen sich zu einem Bunde zusammen, der jetzt noch nach den großen Einbußen der Kriegs- und Hungerjahre 16 000 Mitglieder zählt, doch haben sie infolge der vielen Leiden auch in religiöser Beziehung Schaden gelitten.

Von ihnen aus war die täuferische Bewegung auf die Slawen übergegangen. Die russische Regierung, in religiösen Fragen den fremdstämmigen Ansiedlern gegenüber sehr duldsam, verfolgte diese slawischen Baptisten unter dem Druck der kirchlichen Würdenträger, da die schnelle und große Verbreitung den Bestand der orthodoxen Kirche zu bedrohen begann. Erst nach der Revolution von 1905 kam eine Zeit der Duldung, die aber aufhörte, als in den Jahren vor dem Weltkrieg die Kirche wieder ihren Einfluß zurückgewonnen hatte.

Nach 1917 wurde Gleichstellung der Konfessionen gewährt. Die Bewegung nahm infolge dieser Religionsfreiheit einen großen Umfang an. An getauften Erwachsenen zählt man jetzt über dreiundeinehalbe Million.

Diese Getauften verteilen sich auf den Allrussischen Bund der Baptisten mit einer Million Mitglieder und den Allrussischen Bund der Evangelium-Christen. Jener gehört dem Baptisten-Weltbund an, der andere steht in einem freundschaftlichen Verhältnisse zu ihm. In ihm sind die unter dem Namen „Stundisten" in Südrußland und dem Kaukasus verbreiteten Taufgesinnten vereinigt, die in ihrer unter ihnen selbständig entstandenen evangeli-

schen Bewegung von den deutschen Baptisten stark beeinflußt wurden.

Soweit die deutsche Zunge klingt, suchte Oncken für sein Christentum zu wirken. Seit 1847 bekannten sich in Rußland einige Schweizer zu ihm, deren Zahl größer wurde, als Religionsfreiheit eingeführt worden war. Die jetzt etwa 1400 Seelen zählende Vereinigung steht in engem Zusammenhang mit der deutschen Konferenz.

In die Länder der Donaumonarchie waren nach dem Brande von Hamburg einige Arbeiter zurückgekehrt, die beim Wiederaufbau geholfen hatten und mit Onckens Gemeinde in Verbindung getreten waren. Ihnen folgten einige Missionare. Infolge der Bekämpfung durch staatliche und kirchliche Behörden hat sich nur eine kleine Gemeinde in Wien halten können. Eine lange Zeit der Vorbereitung bedurfte es auch, bis sich in Ungarn allem Widerstande zum Trotz der Baptismus ausbreiten konnte. Zuerst kam die Mission unter den Deutschen in Frage, dann aber auch unter den Magyaren und mit besonders großem Erfolge unter den Rumänen. Trotz der großen Einbuße an Gebieten blieben noch 10 000 Mitglieder nach dem Frieden erhalten, die sich in die nach Nationalitäten aufgebauten Vereinigungen teilen. Für sie wie für die anderen Balkanländer hat die finanzielle Fürsorge die amerikanische Südkonvention übernommen, die sowohl in Budapest als in den anderen Balkanhauptstädten Seminare für die Heranbildung von Predigern unterhält.

In dem dritten österreichischen Gebiete, in Böhmen, wurde die Mission auch von deutscher Seite aufgenommen. Zur Entfaltung konnte die Arbeit erst nach der Neuordnung der Verhältnisse kommen. Doch fehlte es an Predigern. Jetzt arbeiten unter günstigen Aussichten dreißig Prediger unter den vier Nationen dieses Landes mit finanzieller Hilfe von britischer Seite und der nördlichen Konvention in Amerika (3200 Mitglieder).

Auch zu den Deutschen der Balkanländer reiste Oncken. In Bukarest waren es Auswanderer aus Deutschland, im Donaudelta vertriebene deutsch-russische Baptisten, die Gemeinden gründeten. Unter den Eingeborenen nahm ein auf dem Hamburger Seminar vorgebildeter Rumäne die Arbeit auf. Durch die Angliederung ungarischen Gebietes sind zu den im Lande schon vorhandenen Baptisten soviel hinzugekommen, daß nur die Anzahl der Anhänger in Rußland, Deutschland und Schweden die der rumänischen übertrifft (26 000). Die Organisation beruht auf nationaler Grundlage, für die Durchführung der üblichen Einrichtungen ist gesorgt.

Wenig Erfolg hat die Arbeit in Jugoslawien aufzuweisen. Gegenwärtig sind dort zwei amerikanische Missionare tätig mit ihren in der Heimat gewonnenen Erfahrungen.

In Bulgarien erstreckt sich die Arbeit auf das herrschende Volk, sowie auf Deutsche, Mazedonier, Mohammedaner und Zigeuner. Vertriebene Deutsch-Russen haben die ersten Gemeinden gegründet und unter der einheimischen Bevölkerung gewirkt. Für diese wurden Landsleute in Hamburg ausgebildet. Die Erfolge waren vielversprechend, doch haben die dauernden Kriege manches wieder zerstört. Nach dem Kriege sind Fortschritte zu verzeichnen, wenn auch die Zahl der Mitglieder nicht groß ist.

Im westlichen Polen war der Baptismus eine Angelegenheit der Deutschen, die Polen hielten sich aus nationalen Gründen zurück. Da meist Beamte ihm angehörten, so waren die Verluste durch die Vertreibungen groß. Eine Mission unter den Polen ist jetzt eingerichtet. In Kongreßpolen erfolgten die Übertritte aus den Reihen der Deutschen, Polen und Juden in gleicher Weise. Es bestehen drei Konferenzen, zwei deutsche und eine polnische für alle Zweige des Slawentums. Es gehören ihr gegen 12 000 Getaufte an.

In dem alten Wiedertäuferlande, in Holland, entstanden baptistische Gemeinden seit den vierziger Jahren infolge der Arbeit von Einheimischen, die bei Oncken Anschluß fanden. Die Zahl der Baptisten beträgt jetzt 3200.

Süd- und West-Europa

Seit langen Jahren — schon seit 1832 — betreibt die American Baptist Mission Society in Frankreich die Ausbreitung der Baptistischen Lehre. Das Gebiet ist aufgeteilt in eine nördliche Vereinigung, zu der auch Belgien gerechnet wird, und eine südliche mit der französischen Schweiz. Jede zählt fünfzehn Gemeinden mit etwa 2000 Mitgliedern. Im Norden arbeitet man nur in katholischen Bezirken, während für den Süden auch die drei evangelischen Bezirke Frankreichs in Betracht kommen. Auf ein evangelisiertes Frankreich, für dessen Missionierung wie überhaupt für die Südeuropas die Südkonvention in Amerika aufzukommen hat, wird besonderer Wert gelegt wegen des Eindrucks, den der Erfog dieser Evangelisation auf die intelligenten Kreise Europas machen würde.

In Italien hat nach dem Krieg die Arbeit englischer Baptisten aufgehört, deren Werk von den Amerikanern mit dem ihrigen vereinigt wurde. Es wurde ein Waisenhaus gegründet und die theologische Anstalt wieder eröffnet. Die von der Verlagsanstalt herausgegebenen Zeitschriften haben eine über den Kreis der 2800 Baptisten hinausreichende Verbreitung gefunden. In 57 Gemeinden sind 50 Prediger tätig.

Nachdem 1868 in Spanien die Religionsfreiheit eingeführt worden war, suchten englische wie amerikanische Baptisten hier ein Missionsfeld. Allzu ermutigend sind die Erfolge der öfters unterbrochenen Arbeit für eine weitere Tätigkeit nicht. Sie wird jetzt von Amerika allein besorgt, ein Seminar ist in Madrid eingerichtet. Mitglieder sind etwa 900 vorhanden.

In Portugal wird erst seit 1907 missioniert. Fünf Prediger sind dort tätig, und in einem Seminar werden sechs weitere herangebildet.

Die Gesamtzahl der europäischen Baptisten beträgt, abgesehen von den russischen, 636 488 und 672 542 Sonntagsschulkinder, die in 7906 Gemeinden verteilt sind.

Außer diesen deutsch-amerikanischen Missionen suchen die Kongregationalisten im Süden Bulgariens evangelisches Christentum zur Geltung zu bringen. 1270 Mitglieder werden von 21 Predigern bedient. Durch die Unterstützungstätigkeit, die die Quäker im Auftrage der amerikanischen Kirchen ausübten, haben sie die Blicke auf sich gelenkt, und einige wenige Hundert haben sich ihnen angeschlossen. Neuerdings nimmt sich die Missourisynode der freikirchlichen Bewegung in einzelnen Ländern an, hilft durch Unterstützungen die Loslösung von den Landeskirchen unter den Lutherischen befördern. Von der Mission der amerikanischen Gemeinschaften, die als Sekten bezeichnet zu werden pflegen, soll hier nicht die Rede sein, weil über sie ein Buch von Scheurlen vorliegt *).

Gemeinsame Interessen und Gegnerschaft haben die Führer der drei Freikirchlichen Verbände veranlaßt, einen gewissen Zusammenschluß herbeizuführen. So ist das Diakonissenwerk in Deutschland und der Schweiz im Verband der evangelischen freikirchlichen Diakonissenmutterhäuser zusammengefaßt. Gemeinsame Beratungen werden, wenigstens in Deutschland, über die Ausbildung der Prediger gepflogen; Schulgesetzgebung, Bekämpfung des Alkoholismus, Kampf um die Anerkennung der Freikirchen als Körperschaften öffentlichen Rechts geben weiterhin Veranlassung, sich zu gemeinsamem Vorgehen zu vereinen und nachdrücklicher die Rechte zu wahren.

*) Die Sekten der Gegenwart. Von Paul Scheurlen. Dritte erweiterte Auflage. Stuttgart. Quellverlag der Ev. Gesellschaft 1923. 187 S. — Das kleine Sektenbüchlein. Von demselben. Ebenda 1922. 64 S. (Beides in der CW bisher leider nicht besprochen. D. H.)

Im übrigen sind Schwierigkeiten in gleicher Weise für sie entstanden. Von der Gefahr, in Erstarrung zu geraten, zur „Kirche“ zu werden, den Geist der ersten Zeiten, die Begeisterung der Erweckung zu verlieren, fühlen sie sich bedroht, da der größte Teil ihrer Mitglieder nicht mehr infolge einer tief in ihr Seelenleben eingreifenden Erweckung sich angeschlossen hat, sondern infolge des Einflusses des Elternhauses sich hineingelebt hat. Auf die Zeiten der Missionare ist die der Prediger gefolgt. Den Wunsch nach einer tiefgreifenden Erweckung liest man häufiger in der einschlägigen Literatur. In diesem Streben nach Verinnerlichung zeigt sich auch ein gewisser Gegensatz gegen die amerikanische Art des Christentums, der Wille, neben dem Tatchristentum eine innerlich erfaßte Religiosität zu bewahren.

Die Stellung, die die Landeskirchen diesen Kirchen gegenüber einnehmen, ist zum Teil eine andere geworden als früher. Nach den Jahrzehnten der Ablehnung, der scharfen Bekämpfung ist eine Zeit der Duldung, auch der Zusammenarbeit gefolgt. Manches haben die ersteren auch von den amerikanischen Einrichtungen der Freikirchen übernommen, und diese haben einen Einfluß gewonnen, der bedeutend über den Kreis ihrer Mitglieder hinausgeht.

Frankfurt am Main Wolf Karl

Unsere Sprache

Ein Wort zur Verteidigung der religiösen Sozialisten gegen mancherlei Angriffe

1. Hart und schwer ist das Ohr der schwerarbeitenden Menschen. Er hört nicht, was Du mit halben Worten und in feinen Abtönungen sagst. Er hört nur das Klare, Deutliche und Schroffe, das jenem hartgehämmerten Kern seines Wesens nahe kommt.

2. Voll tiefer Bitterkeit ist die Seele des Schwerarbeitenden. Er hört nicht, was von seiner Bitterkeit keinen Anteil in sich trägt. Nur da horcht er auf, wo er merkt: Hier spricht die Empörung eines Menschen gegen das Unrecht, das die Gesellschaft füllt und das ich täglich erfahre.

3. Schroff geschieden weiß sich der Schwerarbeitende von den Andern, die in leichter Sicherheit der Lebensführung, Eleganz der Haltung, Kleidung und Sprache, Lebensfreude und Genuß, in angesehener Stellung sich selbstverständlich als eine andere Welt fühlen und geben, als seine Welt ist. Verachtet fühlt er sich von dort durch deren ganzes Dasein neben seiner unbeachteten Zerdrücktheit.

Nur da wird er aufmerken, wo Worte an sein Ohr tönen, die etwas von dieser schroffen Scheidung gegen all dies Wesen aussprechen, das leicht leben, Sicherheit haben und empfinden, elegant sein und das Dasein genießen kann, während die Millionen von Lebensnot zerdrückt werden.

Wer diese drei Gesichtspunkte beachtet, der wird vielleicht vorsichtiger werden mit den Vorwürfen, die man uns macht, wenn wir als Wortführer des Religiösen Sozialismus öffentlich reden:

„Wie seid Ihr so hart und derb!“

Aber ich will lieber, daß einige von denen, die in jener „sichern“ Welt leben, sich von mir abwenden, als daß die mich nicht hören, denen das Entsetzen der Welt tägliche Begleitung ist und die deshalb jene Zartheit, Vorsicht und Schonung nicht ertragen können, die dies Entsetzen verschleiert. —

„Wie ungerecht ist Eure Bitterkeit, die nicht anerkennen will, wie viel Mühe sich doch auch Andere geben um die soziale Frage, wie viel man Euch und den Arbeiter zu verstehen sucht und wie viel anständige Menschen und ehrlicher Wille doch in den ‚bürgerlichen‘ Kreisen ist, die Ihr angreift und aburteilt.“

Ich will lieber all dies ertragen, daß Ihr das von mir sagt, als daß ich ein Wort sagen möchte, das meinen Genossen denken läßt: Ach wie wenig fühlt er das große Unrecht mit, das uns geschieht! Wahrlich, je länger ich mit ihnen lebe, arbeite und kämpfe, desto schwerer legt sich mir die Bitterkeit ins Herz und auf die Seele, daß es so etwas gibt unter den Menschen: diese furchtbare Tatsache, daß eine kleine Schicht sich freut und in sicherer Lebensgestaltung zufrieden hinschreitet, auf Kosten von Millionen, die niemals zu wirklicher Entfaltung ihrer Kräfte und Freude kommen können und dürfen.

„Auf Kosten der Andern!!!“

Ja, Du magst viel guten Willen haben und viel edlen Gerechtigkeitssinn, solange es Dir aber nicht zur Lebensqual geworden ist, daß Du auch Deine Lebenssicherheit auf Kosten Deiner Brüder hast, denen diese Gesellschaftsordnung keine Jugend voll Ausbildung der Kräfte, keine Arbeit aus eigener Sehnsucht, kein Alter mit ein wenig Behagen und Lebenssicherung für Ernährung, Wohnung und Kleidung gibt, solange werde ich es Dir bitter und immer bitterer zuschreiben müssen, wie blind und hart und dumpf Du bist gegen die, die Deine Brüder sind.

„Wie verallgemeinert Ihr immer wieder und macht aus einem Versehen eines Einzelnen die Sünde eines Standes und greift alle an, wo ein menschliches Versehen oder eine menschliche Schwachheit zu entschuldigen wäre.“

O, wenn Ihr nur wüßtet, wie diese ganze Sache von außen aussieht, wenn man einmal in jener Welt steht, in der der Arbeiter sich so tief geschieden fühlt von diesem ganzen Treiben der besseren Gesellschaft. Was Euch Entgleisung eines Einzelnen erscheint, ist unserm Auge ein typischer Fall des Geistes, dem Ihr alle untertan seid, und daß Ihr so entschuldigt, kommt eben daher, daß Ihr diesen Geist nicht als die Sünde der Gesellschaft, sondern als etwas Selbstverständliches empfindet. Und daß Ihr unsere Worte statt als Aufrüttelung des Gewissens als Beleidigung nehmt, kommt ja ebenfalls daher, daß Ihr nicht fühlt, wie Alles, Alles ganz, ganz anders werden muß, wenn wir uns zusammenfinden sollen in einem Verstehen und einem Arbeiten. Was bei uns Verzweiflung ist, die so schroff redet, weil man immer, immer nicht versteht und erwacht, das nehmt Ihr als Bosheit, Unüberlegtheit, Entgleisung, denn es paßt ja eben nicht in Eure glatte und höfliche Welt. Wir aber können gerade dies nicht ertragen, denn mit dieser Glätte und Höflichkeit wird nur ein Schein des Rechtes aufrecht erhalten, zu dem eine Welt, die so vom Unrecht gegen die Andern lebt, eben kein Recht hat.

Aber wollen wir nicht die religiöse Gemeinschaft und kirchliche Gemeinschaft aufrecht erhalten?

Ja! Gerade das wollen wir und ist unsere allertiefste Sehnsucht. Aber eine religiöse Gemeinschaft, der gesellschaftliche Höflichkeit eine Voraussetzung ist, die man selbst dann nicht entbehren kann, wenn es gilt der brutalen Sünde und Gewalt der Gesellschaft ins Auge zu sehen, das ist es nicht, was wir suchen und ersehnen. Und wer die kirchliche Gemeinschaft davon abhängig machen will, daß man die Zerrissenheit, in der wir tatsächlich leben, nicht gar zu furchtbar hart empfindet und sieht, der zerstört für uns den Weg zur kirchlichen Gemeinschaft. Sie kann nicht da sein, wo man behauptet „Es ist nicht so schlimm“, sondern nur da werden, wo man den Gegensatz sieht und wirklich zu überwinden sucht, indem man eine neue Gesellschaft und neuen Brudergeist sucht.

Ich schreibe das als einen Versuch zum Einanderverstehen. Solange man uns hier nicht versteht und würdigt und uns das Recht gibt, die zu sein, die wir sein müssen, solange wird man zum Zusammenarbeiten nicht kommen*).

Eisenach Emil Fuchs

*) Ich wünschte, unsre Leser verständen es ebenso, wie ich es verstehe. Ich habe es früher auch nicht verstanden. Aber es gibt in dieser unvollkommenen Welt keinen andern Weg. Die wir in andern Schichten arbeiten, müssen ihn auch gehen. Den Juden ein Jude, den Griechen ein Grieche 1. Kor. 9, 20. Dem Nächsten ein Nächster. R

Gesinnungswechsel? — Erkenntnisgewinn!

Rade hat meines Erachtens der von ihm angeregten und in der Tat sehr notwendigen Debatte über „Gesinnungswechsel" durch diese Benennung eine Schwierigkeit in den Weg gelegt, die gerade darum von Einfluß sein wird, weil sie den Wenigsten zum Bewußtsein kommt. Das Wort „Gesinnung" ist für unser Empfinden fest mit der ethischen Sphäre selbst verknüpft. Ja es ist für uns in diesem Wort noch immer jene ethische Terminologie lebendig, die in der „Gesinnung" zwar nicht den ganzen, aber den wesentlichen Tatbestand der Sittlichkeit selbst sieht. Gesinnung zu haben ist die Grundform des Sittlichseins. Für diesen Sprachgebrauch gibt es dann keinen Plural von Gesinnung; der Gesinnung steht lediglich das Negativum der Gesinnungslosigkeit gegenüber. Gesinnungswechsel kann dann nur ein Verleugnen bisher besessener Gesinnung, also Übergang zur Gesinnungslosigkeit sein.

Hier liegt nun auch der Punkt, der dem politischen Gesinnungswechsel für Viele das Anrüchige gibt. Da die politischen Parteien bei uns nicht nur Vertreterinnen bestimmter praktisch-politischer Ziele sind, sondern weltanschaulich unterbaut eine bestimmte Gesamthaltung ihrer Angehörigen voraussetzen, die in den Parteikreisen selbst durchaus als die einzig „sittlich" mögliche angesehen wird, so gewinnt diese politische „Gesinnung" ein gut Stück von der Singularität des Sittlichen. Verläßt man sie, so ist das dann eben der Anfang von Gesinnungslosigkeit, der nur durch allerlei unlautere Motive erklärt werden kann. Eben daß wir von politischer „Gesinnung" statt von politischen Ansichten und Erkenntnissen reden, ist ein Zeichen dieser falschen „Versittlichung" der Politik. Vorschub geleistet wird dieser steten *μετάβασις εἰς ἄλλο γένος**) in der Politik durch die gruppen-, ja klassenmäßige Bindung der politischen Anschauungen: es wird zur Standes- oder Klassenpflicht, diese bestimmte politische „Gesinnung" zu haben, und eben damit wird aus einer nüchternen Erkenntnis eine „Gesinnung".

In Wirklichkeit liegt die Sache so, daß „Gesinnung" von jedem Politker verlangt wird, die eine Gesinnung nämlich, die jeder Mensch haben soll und die dann mit dem Begriffe „Wahrhaftigkeit" in ihrem Grundzug charakterisiert wird. Diese Gesinnung kann man in der Tat nicht wechseln. Aber ebenso treibt gerade diese Gesinnung über jede Beruhigung der einmal gewonnenen Ansichten hinaus. Die Erkenntnispflicht, zu der die Gesinnung als „Wahrhaftigkeit" mit aller Energie zwingt, hat keinerlei Grenzen, auch in der Politik nicht. Der Erkenntnisgewinn kann aber ein so bedeutender werden, daß die Gesamtanschauung sich durchgreifend ändert und damit der Übergang zu den Bestrebungen einer anderen Partei eo ipso vollzogen ist. Es geschieht damit aber gar nichts Anderes, als was immerzu zum Inhalt unseres Lebens gehört, daß neue Erkenntnisse uns zur Änderung unseres Urteils und — bei der Untrennbarkeit von Denken und Wollen — auch unseres Handelns zwingen. Und gerade die Gesinnung ist das, was dabei gleich bleibt. Ja eben der Wechsel unserer Ansichten und Bestrebungen ist bei neuen Erkenntnissen das einzige Mittel, um die Gesinnung unverändert zu bewahren.

Also nicht um Gesinnungswechsel, sondern um Erkenntnisgewinn handelt es sich in den von Rade genannten Fällen. Wer seine politische Stellung ändert, hat daher den Erkenntnisgewinn nachzuweisen, der ihn dazu zwang. Im allgemeinen aber müssen wir aus der falschen „Versittlichung" der Politik heraus; der Talmiglanz eines sehr zweifelhaften sittlichen Pathos muß einer sehr echt sittlichen Sachlichkeit und Nüchternheit weichen. Dann würde auch der Übergang von einer Partei zu einer anderen eine gerechte Beurteilung finden: eine Beurteilung, die frei ist von allen sittlichen Verdächtigungen, die aber um so schärfer und klarer den Erkenntnisgewinn prüfen kann, der zu dem Übergang führte *).

Marburg Werner de Boor

*) Diesem Hinübergleiten in ein andres Gebiet. D Ḥ

*) Das ist alles fein und gut; ich würde es in einer Vorlesung über Ethik vielleicht auch so vortragen. Aber ein Zeitungsschreiber muß den Leuten „aufs Maul sehen" und reden, wie ihnen „der Schnabel gewachsen ist". Ich konnte meinen Artikel nicht überschreiben: „Erkenntnisgewinn", sondern mußte ein Wort brauchen, das sofort verstanden wurde.

Zur Sache: daß unsre Parteien „weltanschaulich unterbaut" sind, ist richtig. Aber darauf allein beruht ihre Festigkeit und Starrheit nicht. Sie sind mehr noch Gebilde einer bestimmten Gesellschafts- und Interessenschicht. Am wenigsten trifft das naturgemäß die Mittelparteien. Ist aber heute eine Partei durchorganisiert, so wird sie ganz wesentlich durch das Interesse und die Zähigkeit ihrer Organe gehalten. Und die Schwierigkeit besteht darin, daß „Erkenntnisgewinn" dadurch überhaupt erschwert wird. Die meiste Aussicht hat immerhin, daß er sich innerhalb der Partei durchsetzt, eher als die Grenzen verschiebend. R

Die Schöne Literatur und die „Christliche Welt"

1. Die Literatur vor dem Krieg (Fortsetzung)

Wenden wir uns zu den Erzählern, bei denen ein literar- und geistesgeschichtliches Schema versagt, so begegnen uns in der Vorkriegszeit M. Brod, Verfasser von „Tycho Brahes Weg zu Gott", Meyrink und Wassermann (Heine). Eine größere Rolle spielen schon Hermann Hesse, Ricarda Huch und Theophil Mann, von dem uns Johannes Weiß erzählt. Wilhelm von Polenz (Göhre dankt ihm, daß er den evangelischen Pfarrer wieder zu Ehren gebracht hat, Heine würdigt ihn als Bildungsphänomen) führt uns dann mit seiner Pfarrer-Bauern-Junkertrilogie zu.

Heimatkunstbewegung. In dieser Bewegung ist die CW produktiver, dank H. von Lüpke, dem jetzigen Herausgeber der Dorfkirche. In der Tat, diese Bewegung eröffnete einem praktischen Theologen neue Aussichten auf ein besseres Verstehen der Volksseele, insbesondere des Bauern; auch benötigt sie keine besonderen literarischen Anstrengungen, sondern mit ihr konnte sich der Leser der CW, zumal wenn er Dorfpfarrer war, getrosten Mutes identifizieren. Eine ganze Anzahl von „Volksdichtern", die heute vergessen sind, aber auch solche, die heute noch wirken, haben ihren Platz hier gefunden: A. Bartels, Fr. Lienhard und Sohnrey, Rudolf Herzog, Joseph Lauff und Fritz Philippi, Peter Rosegger und Ernst Zahn, besonders G. Frenssen, alle zur Heimatkunstbewegung gehörend, diese im weitesten Sinn gefaßt. Vielleicht, daß das Interesse an Frenssen so groß ist, weil er Pfarrer a. D. ist. Jedenfalls, nicht weniger als sechs Aufsätze bringt die CW über ihn. Martin Schian ist hier Fachmann; doch auch Arthur Bonus freut sich am deutschen Christentum der „Drei Getreuen". Mit „Hilligenlei" entbrennt ein heftiger Kampf um den Dichter, wobei Schian ihn in Schutz nimmt: mag sein, daß in gewissen Partien zu große Freiheit herrscht, das Buch ist doch rein. Es wird fast so etwas wie ein „Fall"; einige Heißsporne außerhalb der CW möchten dem Verfasser gern den Titel Pfarrer a. D. entziehen. Schian unterrichtet über die massenhafte Hilligenlei-Literatur.

Von der Heimatkunstbewegung ist es kein weiter Schritt zur Theaterreformbewegung. Auch hier hat die CW mitgearbeitet, nicht allzuviel freilich, aber doch anregend. E. W. Mayer ist 1890 vom Berliner Theater enttäuscht; es propagiert Pessimismus und sittliche Erschlaffung. Kleine Streifzüge auf die Bühne werden dann in unregelmäßigen Abständen wiederholt, wobei dieser oder jener über seine laienhaften Theatereindrücke berichtet. Grundsätzlicher geht W. Kawerau in einer Reihe von auch heute noch nicht veralteten Aufsätzen vor über „Volksbühne und Nationaltheater" 1889. Es war die

Zeit, als sich der Naturalismus seine eigne Bühne schuf (Freie Bühne, Deutsche Bühne, Freie Volksbühne) und, angeregt durch das Lutherjubiläumsjahr 1883, H. Herrig und Devrient ihre Laienfestspiele dichteten. Der Verfasser stand dieser Reformbewegung kritisch gegenüber und sieht die Heilung nicht in der Schaffung einer Dilettantenbühne oder Volksschauspielliteratur, sondern in der einfachen Forderung: Stellt euch auf den Boden des Theaters, gebt ihm, was ihm zukommt, und sucht dann von innen her aufzubauen. In einem andern Aufsatz desselben Jahres hebt er die grundlegenden Unterschiede zwischen Theater und Kirche hervor; die Kirche darf sich kein Zensurrecht anmaßen; sie soll, hat sie noch ein Bewußtsein ihres Zweckes, den Einzelnen anreden, dann leistet sie auch dem Theater den besten Dienst. — Grenzgebiete von Kirche und Theater, Religion und Kunst werden in der Folgezeit öfters behandelt, bisweilen an der Frage (Frenssen, Hauptmann, Kretzer, Nithack-Stahn), inwieweit man Christus leibhaftig darstellen oder schildern dürfe, wobei v. Lüpke den Vorwurf der sich notwendigerweise einstellenden Psychologisierung Jesu und religiöser Vorgänge erhebt. Dieselbe Fragen, von Bonus kunstphilosophisch erörtert, erregen 1908 eine Debatte zwischen Nithack-Stahn und Machholz, wobei Letzterer scharfe Grenzen zieht und das Christentum abhebt von einer religiösen Gefühlswelt, z. B. Goethescher Observanz.

Es ist nicht allzuviel, was hier geleistet ist, aber doch genug, um nach dem Krieg mit den Theater- und Filmaufsätzen C. Chr. Brys an diese Tradition guten Gewissens anknüpfen zu können.

Kehren wir zu Frenssen zurück! Wir kommen mit ihm zum Typus des dichtenden Pfarrers. Es hat deren Einige gegeben, und ihrer Mehrere haben Theologie studiert. Da ist neben Frenssen als dem Bedeutendsten der Berliner Nithack-Stahn, selbst eifriger Mitarbeiter; mit seinem „Mittler" hat er stark gewirkt, wobei wiederum Schian sein Anwalt ist. Freilich werden seine „Christen" abgelehnt. Neben ihm ist Fritz Philippi (Wiesbaden), dem der Krieg etwas Entscheidendes gegeben hat, der geschäftige A. Brausewetter (Danzig) und die stille, besinnliche und problematische Natur Wilhelm Speck aus Hessen, für den sich Schian ebenfalls einsetzt.

Damit ist der Überblick der zeitgemäßen Literatur jener Jahre abgeschlossen, und nur einige Interessen der CW, die sich nicht in dies Schema bringen lassen, müssen noch nachgeholt werden.

Da sind die Dichter, älter als der Realismus, aller Schattierungen: Freytag, Geibel, Gerok, Greiff, Hebbel, Hebel, Immermann, Ludwig, Mörike, Jean Paul, Raabe, Rückert, Storm und H. Wolff. Hier versagen Klassifikationen. Es sind halt die Lieblingsdichter dieses und jenes Verfassers, und wer will es verwehren, für sie zu werben? Naturgemäß ist der Gesichtspunkt bestimmt durch die Grundfrage nach ihrem Verhältnis zum Christentum: man rühmt ihre sittlichen Kräfte und schlägt von hier aus gern eine Brücke. Dabei läßt der Eine Kunst und Christentum dicht beieinander stehen, der Andere rückt beides weiter auseinander — eine Tatsache, die bis heute für uns in der Beurteilung jener Männer konstant geblieben ist.

Auch läßt sich Richard Wagner nur schwer in jenes obiges Schema eingliedern; ihm sei ein eigener Abschnitt gegeben, zumal seine Verkündigung die CW so stark wie nur noch Hauptmann und Sudermann beschäftigt hat. In den ersten dreizehn Jahrgängen sind nicht weniger als sieben größere Aufsätze über ihn erschienen. Wagner und Pessimismus, Buddhismus, Christentum, Die Religion des Grals, Was wollte Wagner? — das sind einige der Fragestellungen. Im Großen und Ganzen steht ihm die CW sympathisch gegenüber. Einmal heißt es zwar: „Eine indische Religion, die in der äußern Gestalt etwas zu christlich geraten ist, das ist die Religion des Grals"; aber öfter lesen wir doch: „So läuft das Ganze schließlich doch unfehlbar auf einen germanisch-christlichen Aktivismus hinaus, und wäre dann der Weisheit letzter Schluß Welterlösung ... Weltüberwindung, Selbstüberwindung." Ein Anderer sagt: „Das Christentum ihm abzusprechen, habe ich kein Recht und kein Mensch sonst auf Erden." Und Schmiedel endlich: „Der bloß pessimistisch-verneinende, weltflüchtige Buddhismus ist überholt durch das Christentum mit seinen positiven Zielen. Die Gralsritter sind berufen, in die Welt zu ziehen, um das Heil, das sie gefunden, der bedrängten Menschheit zu bringen." — Auch hier wieder fällt uns auf, daß die Fragestellung: Sittlichkeit, Persönlichkeit, Aktivismus, Menschheitserlösung vorherrscht; von dem Mystiker ist so gut wie nie die Rede.

Wir haben hiermit die Literatur bis zum Krieg annähernd erschöpft. Es bleibt nur noch die Aufgabe, die Kriegsdichtung zu verfolgen. Wir können uns kurz fassen, denn die in den vier Kriegsjahren entstandene Literatur hat mit wenigen Ausnahmen kaum das nächste Jahrzehnt überlebt. Das Geschehen des Weltringens war zu ungeheuer, als daß es unmittelbaren Ausdruck gefunden hätte. So etwas braucht Zeit, und erst die nächsten Jahrzehnte werden uns den Krieg in seiner uns immer wieder überwältigenden Dämonie nahebringen. Vielleicht hat hiervon die CW etwas gewußt.

Jedenfalls hielt sie sich ziemlich zurück. Gewiß, ab und an werden Gedichte veröffentlicht, nicht selten dann mit einem Kreuz hinter dem Verfassernamen. Zuckermann und Lissauer werden gleich in den ersten Wochen erwähnt und das Zuckermannsche „Drüben am Wiesenrand" hat sich ja auch durch den Krieg hindurchgerettet.

Eine Serie von Artikeln gibt einen Überblick über Lersch, Bröger, Flex, Blunck, Petzold, Fritz Philippi. Flex kommt mit seinem unsterblichem „Wanderer" zweimal zu Worte, aber viel mehr wird nicht gebracht. Dagegen veröffentlicht die CW in regelmäßigen Abständen Hunderte und Hunderte von Titeln der eingesandten Kriegsliteratur aller Art, darunter soviel Makulatur, daß wir ihr für ihre Beschränkung nur dankbar sein können.

Hier am Ende des ersten Teils bietet sich uns die willkommene Gelegenheit, auf die Weltliteratur zu verweisen, für die die CW immer Vorliebe besessen hat. Auch der Krieg hat sie hiervon nicht abbringen können, ja Rolland und Tagur werden gerade im Krieg den Lesern vorgestellt. Wohl aber reißt diese Literatur nahezu völlig nach dem Krieg ab, eine Tatsache, die sich aus dem gesteigerten Interesse für den jungen deutschen Expressionismus und überhaupt für die neuen Problemstellungen in der deutschen Literatur vollauf erklären läßt. So ist die Einfügung der Weltliteratur an dieser Stelle nicht nur technisch, sondern auch entwicklungsgeschichtlich berechtigt.

Von den Nordländern Ibsen und Björnson war schon die Rede, da sie zum Verständnis der deutschen Literatur unerläßlich sind. Neben ihnen tritt Strindberg sehr zurück; wo er erscheint, wird er abgelehnt (E. W. Mayer, H. Fischer und Bonus), nur sein Lutherdrama findet Anerkennung. Hier setzt erst nach dem Krieg eine grundlegende Wandlung ein. Das kulturkritische Phänomen, den unruhgepeitschten Ahasver, mit seinem nach Verzweiflung und Verzweiflung endlich gefundenen seltsam eisigen Frieden hat erst die Nachkriegszeit entdeckt. Vor dem Krieg hielt man es doch lieber mit Björnson und Ibsen, die Lösungen anzubieten schienen. Zu Strindberg gehört Geijerstam, für den in seinem Kampf mit Strindberg Bonus eintritt. Ferner ist Selma Lagerlöf zu nennen, deren „Gösta Berling" großen Eindruck macht, während Jonas Lie, Ellen Key, Per Hallerström und Sophus Bauditz kürzer erwähnt werden. Von dem Norweger Knud Hamsun schweigt die CW.

Aus Großbritannien kommt Mrs. Humphry Ward zu uns. Charlotte Broicher behandelt in einer Serie von Aufsätzen ihre Romane, die trotz ihres Aufsehens in England bei uns ohne durchschlagenden Erfolg blieben. Ein Charakter wie die Ward muß der CW liegen, hat sie doch poetisch die Konflikte zwischen Autorität und Freiheit, Orthodoxie und Liberalismus, unter erstaunlicher Beherrschung der deutschen kritischen Theologie, dargestellt. Neben ihr treten Edna Lyall, George Macdonald, El. Phelps und Hall Caine zurück, alle mehr oder minder theologische Schriftsteller. In den Anzeigen kommt oft das Erstaunen über die Anzahl angesehener englischer Schriftsteller christlicher und theologischer Probleme zum Ausdruck. Von den europäischen Größen englischer Zunge dagegen hören wir wenig (Oscar Wilde und Bernhard Shaw). Auch hier ist es mutatis mutandis das gleiche Interesse, das wir schon bei den Nordländern getroffen haben.

Die Amerikaner stellen Wallace, Verfasser von Ben Hur, und Walt Whitman, in den sich Bonus liebevoll versenkt.

Rabindranath Tagur mag hier eingefügt werden, da er über England zu uns kam. Er beansprucht großes Interesse, das auch nach dem Krieg nicht erlischt.

Auch zur russischen Literatur nimmt die CW eine bestimmte Haltung ein. Von kleinen Hinweisen auf Turgenjeff und Gorki abgesehen, ist es eigentlich nur Tolstoi, der von Wilhelm Bode in einer Reihe von dreizehn Aufsätzen behandelt wird: Stockrusse, woraus sich seine Religion schon teilweise erklären läßt, kein Dichter, sondern Prediger des „Widerstehet nicht dem Übel", der an sich selbst diese Forderung verwirklicht; doch kommen bei ihm christliche Werte zu kurz, er verwechselt Christentum mit Passivismus. Wir sind heute gewöhnt, Tolstoi nicht ohne seinen Antipoden Dostojewski zu nennen; dieser erwacht aber erst nach dem Krieg für die CW. Einmal macht sich eine bedrängte Seele in einem Aufsatz „Wider russische Literatur" Luft (feminine slavische Ethik von Epilektikern und Phthisikern). Im Großen und Ganzen — nur Johannes Müller macht eine Ausnahme mit seinem Aufsatz „Mein Erlebnis Tolstoi" — betrachtet man sie aus der Distanz.

Von französischen Dichtern erscheint Zola, wobei zwar seine Feder, aber nicht sein Verständnis für Religion gerühmt wird; dasselbe widerfährt Loti („Religion ohne Glauben"); Romain Rolland wird während des Kriegs den Lesern als Poet empfohlen, während seine religiöse und sittliche Verkündigung bisher erst schwachen Widerhall in der CW gefunden hat. Das müßte uns eigentlich Wunder nehmen. Maeterlinck, der Belgier, wird von Öser als „Einüber zur sittlichen Schönheit" dargestellt, während nach dem Krieg der Hamburger Literarhistoriker Meyer-Benfey seine Gesamterscheinung würdigt.

Die Italiener sind mit Mathilde Serao und de Amicis vertreten, bei denen man Kraft und Glauben vermißt, im Gegensatz zu Fogazzaro, an dem Maria Sell, Platzhoff u. A. zuchtvolle Leidenschaft rühmen.

Das kleine Schweizerland ist seine eigenen Wege gegangen, ihm zum Segen und uns zur Freude. Es gab uns jene Drei, die man ohne Bedenken heute zu den Großen rechnet, C. F. Meyer, Gottfried Keller, Carl Spitteler. Vor ihnen allen hat sich die CW gebeugt, ihre menschliche und dichterische Größe unumwunden anerkannt, obwohl sie in der Anwendung religiös-christlicher Kategorien auf Keller und Meyer vorsichtig gewesen ist; aber diese sind zu groß, als daß uns dieser Umstand stören könnte. Anders liegen die Dinge bei Spitteler, über den Stolterfoth, Heine, doch vor Allem der Schweizer Adolf Keller unterrichtet. Letzterer sagt: „Ich wüßte keine Dichtung der neuen Zeit zu nennen, in welcher der tief klaffende Riß zwischen dem starren Weltbild der Naturwissenschaft und den Postulaten unsers Gemütes großartiger und erschütternder dargestellt wäre." Obwohl wir es heute ein wenig anders ausdrücken würden, künden sich in diesen Worten doch die Gewitterwolken der Problematik deutlich an, die sich dann vollends nach dem Krieg vor uns auftun. Seltsamerweise ist Spitteler nach dem Krieg noch nicht zur Geltung gekommen, aber das wird in kürzester Zeit nachgeholt werden.

2. Die Literatur nach dem Kriege

Damit kommen wir zur Nachkriegszeit. Sie ist gewöhnlich gekennzeichnet durch das Stichwort Expressionismus, mit mehr oder weniger Recht dem Impressionismus gegenübergestellt. Aber das trifft in diesem Zusammenhang nicht ganz zu. Die Erschütterung des Weltkrieges hat nicht nur eine neue Dichtung, sondern auch eine gewisse vorkriegsliche zur Wirkung gebracht. Da sind vor Allem Rilke und Stefan George zu nennen, die, obwohl für sie der Krieg keine grundlegende Bedeutung besessen hat, doch durch ihn zum leidenschaftlich verehrten Symbol mancher, besonders jugendbewegter Kreise geworden sind. Auch die CW hat ihnen ihren Tribut entrichtet, der freilich ziemlich spärlich ausfiel. Hier bricht noch einmal ihre traditionelle Abneigung gegen Mystik, Symbolismus und Übersteigerung ästhetischer Werte durch.

Desgleichen lesen wir alte vertraute Namen wieder, die ihren Weg unbeirrt durch Krieg und Revolution fortgesetzt haben; Hauptmann, Lienhard, Maeterlinck, Halbe, Frenssen, neben solchen, die unsere Zeit überhaupt nicht mehr erlebt haben: Hebbel, Gotthelf, Keller, C. F. Meyer.

Aber schon hier ist der Gesichtspunkt ein anderer geworden. Von poetischer Schönheit, Optimismus und Pessimismus, Realismus und Idealismus, kurzum von dem alten Schema um die Jahrhundertwende ist kaum noch die Rede. Man denkt jetzt grundsätzlicher, gibt sich nicht mehr zufrieden mit Forderungen von Wahrhaftigkeit, Mut, sittlichen Tugenden des Individuums und seinem Kampf gegen die Gesellschaft, die, sobald sie mehr wird als eine Summe von Individuen und sich eine Autorität anmaßt, die ihr nicht zukommt, bekämpft wird. Sondern die Probleme spielen sich auf einer weiteren Bühne und vor einem größeren Auditorium ab. Der Mensch, in seinem Grundgefüge bisher nicht angetastet, sondern als unproblematischer Wert genommen, wird fragwürdig. Freilich, man kann einwenden, problematisch war er auch im Realismus und Naturalismus; aber eben doch nur, insoweit er dem Milieu unterworfen war, eine meist grausame Erbschaft antreten mußte und nun in seinem Kampf gegen diese Abhängigkeit das Recht der Individualität zu behaupten strebte. Daß dieses Recht nur ein beschränktes war und sich auszuweisen hatte vor einem höheren Tribunal, eben das ist erst eine Erkenntnis der Nachkriegszeit, des Expressionismus. Der „Mensch" als solcher — unbeschadet seines Kampfes gegen Milieu — wurde zum Thema.

Damit ist zugleich ein Zweites gegeben. Das Individuum erhält einen mächtigeren Gegenspieler. Nicht mehr nur die rationalistische Gesellschaft, mit der es ringt, sondern einen durchaus irrationalen Gegenspieler, die Gemeinschaft, die mehr ist als eine Summe von Individuen. Daß man sie fand in verschiedensten Verkörperungen — die Leute vom Bühnenvolksbund im „Volk", Toller im Proletariat, Unruh in sinnvoller Zucht und Harmonie der Völkerfamilien, Werfel, jede Verdinglichung konsequent vermeidend, in der Brüderschaft von Demut und Gehorsam — das macht hier keinen Unterschied.

Man kann sagen, daß die CW ein Empfinden für diesen Wechsel besessen hat, und je länger je mehr sich in seinen Dienst gestellt hat — gewiß ein schönes Beispiel ihrer Elastizität. Wenn man nach einem Datum sucht, wo sich zum ersten Male so etwas wie eine Wandlung in der Wertung deutscher Literatur geltend macht, so mag man Heines Aufsatz (1916) über Frank Wedekind nehmen. Er gehört zwar nicht zu den Expressionisten, aber er ist doch erst

durch den Krieg (siehe Strindberg, Beide waren die meist gespielten Dramatiker jener fünf Nachkriegsjahre) lebendig geworden. Heine sieht in ihm mehr als nur den Zyniker, der sich unter dem Auswurf der Gesellschaft wohlfühlt, nämlich einen Ethiker, der an der Forderung, sich selbst nach einem obersten sittlichen Prinzip zu gestalten, zerbricht. („Das Fleisch hat seinen eigenen Geist.") Es ist aber zugleich sehr bezeichnend, daß dieser Aufsatz eine entrüstete Zuschrift zur Folge hatte, in der statt Wedekind — Lienhard empfohlen wird; aber es ist noch bezeichnender, daß Rade alle Schuld auf sich nimmt und auf die Tradition der CW verweist, sich auch solcher Erscheinungen anzunehmen, die ihrem Naturell ferner liegen. Nun, es muß schon ein Grund vorgelegen haben, daß Rade gerade Wedekind dem Verfasser als Thema gestellt hat, und wir sehen heute besser, daß es kein neugieriges Interesse an diesem seltsamen Mann gewesen ist, sondern die Erkenntnis, daß er uns irgend etwas zu sagen hat, wenn auch unter mancherlei Entgleisungen.

Immerhin hat es noch einige Jahre gedauert, bis sich die CW intensiver dieser Literatur zuwenden konnte. Die Gründe liegen wohl zur Hauptsache in der Unsicherheit der wirtschaftlichen Verhältnisse. So wird in diesen unsicheren Jahren, die u. a. Bonsels, Kayßler, Lissauer, Otto und Lily Braun, Tagur und Gertrud Prellwitz bringen, mehr in der Form von kurzen Übersichten auf die zeitgemäße Literatur verwiesen. Früher schon hatte Heine auf Trakl, Schickele, Brod, Stadler, Werfel, Kafka, Sternheim und Edschmid aufmerksam gemacht. 1920 folgte eine Anzeige des Sammelbuches moderner Dichtung: Menschheitsdämmerung, desgleichen Kaisers „Gas". Aber Kraft, sich energischer ihr zuzuwenden, erwacht erst 1923/24 (zugleich Eintritt Wünschs in die Redaktion). Jetzt schreibt Röttger über das Theater, und C. Chr. Bry, allzu früh verschieden, über die Entwicklung des Nachkriegstheaters und über den Film. Bry (siehe auch W. Kawerau, Jahrgang 3) — der dem Theater seine Eigengesetzlichkeit läßt und deshalb sogenannten Theaterreformen skeptisch gegenübersteht — gibt systematisierte Überblicke über die deutsche und europäische Literatur, wie sie sich nach dem Krieg dem Leser und Zuschauer darstellte: Strindberg, Hoffmannsthal, Schnitzler, Wedekind, Shaw, Unruh, Kaiser, Brecht u. A. mehr. Vom Naturalismus heißt es: „Er blieb die Antwort auf die Grundfrage schuldig: Wie soll der Mensch, dem in der Fremdheit und Kälte eines raschen und hastigen Lebens die Selbstverständlichkeit des Daseins mit aller seiner Freude und Tiefe verloren ging, — wie soll dieser Mensch in einer unheimlich abgezirkelten Welt von nun leben und sich behaupten?" Von der Decadence des Müdigkeitsdramas sagt er: „Vielmehr basiert der Mensch des symbolistischen Dramas durchaus auf dem schwelgenden Genuß seiner eigenen Müdigkeit." Vom Drama der neuen Abenteurer heißt es: „Alle Kraft wird nur darauf beschränkt, nicht mehr in naturalistischer Weise die bürgerliche Gesellschaft anzugreifen, sondern am Helden des Dramas den neuen Menschen selbst zu verwirklichen. ... Der Dichter selbst tritt in die Mitte des Stückes." (Wedekind, Eulenberg, Wildgans, und zum Teil auch Schnitzler.) Und schließlich die jüngste Phase, von Unruh bis Bronnen: „Fast alle Helden des Dramas der ersten Nachkriegszeit sind zersetzte, aufgelöste Menschen, mit soviel innerem Druck, daß sie daran nicht zu Grunde gehen, sondern krepieren." Und als Lösung des drückenden Theaterproblems sieht Bry nicht Zensur, Rückgriff auf Klassiker, ideologische Reformen; kurzum es gibt keine Patentlösung, es gilt nur das Nietzsche-Wort „Wandel der Werte, das ist Wandel der Schaffenden". In allen diesen Zitaten klingt die Wendung zu einem neuen Verständnis des „Menschen" durch.

Hat Bry die Form der Sammelaufsätze, so haben Andere Einzelstudien bevorzugt. Aber auch bei ihnen kommt die Diskussion oft zum Schlüsselwort: Der Mensch, wie erscheint er sich? wie stellt sich sein Leben dar? sieht er es gipfeln in der bloßen Formalität des sichtbaren und geistigen Gefüges oder in einem Inhaltswort*)? Herrigel und Schimmelpfeng behandeln Th. Manns Zauberberg, Letzterer in ähnlicher Weise Carossa, Bojer und Werfel. Von Unruh wird ebenfalls als symbolische Erscheinung des Kriegs gewürdigt, Toller kommt in seiner kommunistisch-chiliastischen Problematik durch den Marburger Literarhistoriker Hermann Pongs (jetzt in Groningen) zur Darstellung, während Shaw bisher nur als Dichter der „Heiligen Johanna" (von Bry abgesehen) durch Spiero dargestellt wurde; von Spiero stammt auch ein Aufsatz über W. v. Scholz. Und schließlich hat der Charon-Kreis eine Stätte in der CW gefunden. K. Röttger und Erich Bockemühl liefern nicht nur eigene dichterische Beiträge, sondern weisen als Charoniten gern auf ihren Kreis hin.

Damit ist auch diese Dichtung umrissen. Was auffallen muß, ist das fast völlige Fehlen Kaisers und Sternheims. Es findet seine Erklärung darin, daß sich die CW naturgemäß zu solchen Erscheinungen hingezogen fühlte, die um die Entscheidungsfrage des Menschen wußten und ihr religiös-ethisches Problem an sich selbst entwickelten, mochte es auch nur trübe und gebrochen erscheinen — und das eben vermissen wir bei Sternheim und Kaiser (Die „Bürger von Calais" ausgenommen). Dafür hat sie sich mit solchen Männern wie Strindberg und Wedekind, Unruh und Toller, Werfel und Mann beschäftigt, was man ihr danken soll.

Weiterhin: Wie sie sich in ihren ersten Jahren nur mit den überragenden Führern der damaligen Bewegung auseinandergesetzt hat, so auch heute nur mit Einigen, die zur Führerschaft berufen sind. Der brodelnde Hexenkessel der Durchschnittsgeister bleibt unbeachtet, und das ist gerechtfertigt. Denn die CW ist kein Literaturblatt.

Und schließlich: Die Redaktion weiß sehr wohl, daß sie erst einen Anfang geleistet hat. Es ist viel nachzuholen, aus der Werdegeschichte und kurzen Blüte des deutschen Expressionismus, aus nordischer und russischer, doch besonders aus der heutigen deutschen Literatur. Das deutsche literarische Leben ist zu vielseitig, als daß man es mit den Schlagwörtern Impressionismus — Expressionismus — Neue Sachlichkeit erschöpfen könnte. Ältere und jüngere Erzähler (von denen Kolbenheyer und Molo zu Wort gekommen sind), wollen ebenso gehört werden wie Dramatiker und Lyriker; überhaupt fehlt die Literatur des Bühnenvolksbundes. Und Manches mehr.

Aber das Alles kann die Tatsache nicht verhüllen, daß sich die CW mit neuem Eifer der jungen Bewegung angenommen hat, nicht in der Absicht, ihren Lesern einige Leckerbissen zu präsentieren, sondern um die Identität oder den Zusammenhang der Probleme aufzuweisen, die heute evangelisches Christentum und moderne Literatur weithin in gleicher Weise beschäftigen. Und das ist kein geringer Dienst.

Hartford Hans Schimmelpfeng

*) Strindberg, erst nach dem Krieg zu ungeahnter Bühnenwirksamkeit gelangt, wird von Röttger und Bry abgelehnt, höchstens als Symptom gewürdigt, während Paul Fischer und Schimmelpfeng 1927 seine Gedankenwelt analysieren und dabei zu positiver Würdigung kommen.

Faust-Mysterium

Seit Jahren führt die Dresdener Ortsgruppe vom Bund für Gegenwartchristentum auf der Augustusburg ein Mysterium auf. Wir wollen es auch in Meißen tun. Was hat es damit auf sich?

Haas-Berkow machte mittelalterliche Spiele wieder lebendig. Seinen Tanz des Todes wird Niemand vergessen, der ihn einmal gesehen. Er selbst ist ein Künstler und weiß

seine Spieler, die Laien sind, vorzüglich zu schulen, auch ihr Inneres durch Anthroposophie wohl zu bereiten. Die Christengemeinschaft legt bei ihren heiligen Festspielen großen Wert sowohl auf sorgfältig geübte Darbietung (auch in der Schönheit der Kostüme) als auf gemeinsam durch Anthroposophie (ganz verinnerlicht) erweckte Mystik. Hier ist das Mysterium wirklich zum Gottesdienst geworden. Das Weihnachtswunder, das Osterwunder sollen neu erlebt werden. Im Ideal ist, so viel ich urteilen kann, dabei an eine Realpräsenz Christi gedacht; jeder Mitspieler muß religiös durchdrungen sein.

Ich bin vielleicht zu sehr Protestant, als daß ich soweit gehen könnte. Ich fälle keine Werturteile. Ich versuche nur, die verschiedene Stellungnahme zu charakterisieren. Dem Protestanten ist eine dingliche Erfassung des Heiligen nicht wohl möglich. Er findet den Weg in das rein Objektive nicht zurück. Objektiv ist ihm nur die sinnlich gegebene Wirklichkeit. In ihrer Gesamtheit ist sie ihm Andringen Gottes. Er hat Gott nur durch sie; eine andere, magische Welt ist ihm ein für allemal mittelalterlich. Aber nur durch höchste Anspannung des Geistes findet er in ihr Gott. Und wenn diese Anspannung in sich zusammenstürzt, glaubt er dennoch an Gott in der Wirklichkeit. Er bejaht sie durchaus.

Diesen Prozeß kennt das mittelalterliche Mysterium nicht. Es ist immer nahe daran, zur gemeinen Wirklichkeit Nein zu sagen. In jedem Fruchtbaum sitzt die Schlange. Und in den Augen der Schlange gleißt der Tod. Mag nun Goethe Recht haben mit seiner Behauptung, daß uns Luther gelehrt habe, mit beiden Füßen fest auf der Erde zu stehen; oder Troeltsch, daß die große Wendung zur Wirklichkeit erst mit der Aufklärung geschehen sei: wir jedenfalls stehen immer vor der Aufgabe, Sinne und Seele in Eins zu schauen, diese Erde zum Königreich Gottes zu machen, nicht im Genuß, sondern in schicksal- und schuldbeschwerter Arbeit. Wanderer zwischen zwei Welten, geht unser Gang zwischen Himmel und Erde. Und in der modernen Dichtung erscheinen immer da wahre Mysterien, wo Himmel und Erde in Eins zusammengerissen werden.

Wiederum ist es Goethe gewesen, der hier zugleich Anfang und Vollendung geschaffen hat. Als wir unsere Mysterienspiele begannen, wagten wir uns sofort an Faust II, 5. Akt. Wir nannten es die tägliche Himmelfahrt der Seele. Denn nicht das Unfaßbare schildert hier Goethe, was nach dem Tode geschieht, sondern die Frömmigkeit der faustischen Kultur, wie zuvor ihre Politik, ihre Wissenschaft, ihre Kunst, ihr sittliches Handeln geschildert worden ist! Alles Vergängliche wird ihm zum Gleichnis, aber nicht einer völlig anderen Welt, sondern der ewigen Kräfte, die geheimnisvoll in allem Lebendigen wirken. Es ist die Erhebung des Irdischen in sein eigenes Ideal; das Herausspüren des Letzten, wozu jede Bewegung will.

Wir haben uns dann an Hanneles Himmelfahrt versucht. Unvergleichlich, wie hier der Dichter auch noch aus dem verlorensten Erdenwinkel seine Fäden in die Sonnenhöhe spinnt. Nur die Verleugnung des Lebens selbst ist noch mit dem Tode behaftet. Hebbels Genoveva, Gerharts Armer Heinrich, Prechtls Alkestis, Mells Apostelspiel führten uns die gleiche Straße. Schufen Shakespeare und Schiller das eigentliche Drama, den Menschen in der Tat, im Handeln, so erschien hier in großen Symbolen das moderne Mysterium, das Erleben des Menschen, der lauschend einer stillen Welt sich hingibt. Drama und Mysterium sind wie Sittlichkeit und Religion voneinander geschieden. Sucht man den klarsten Gegensatz, so muß man Shakespeare und Tagore einander gegenüberstellen. Tagore hat als Student in England dem großen Dichter, den er nie faßte, unbeherrschte Leidenschaft vorgeworfen. Der Engländer wieder würde des Inders Träumerei getadelt haben. Nicht ein einziges richtiges Drama haben wir von Tagore unter allen seinen Mysterien. Leider steht uns die indische Frömmigkeit so fern, ist selbst bei dem nach voller Wirklichkeitsfreude ringenden Tagore im entscheidenden Augenblick noch so weltfremd, besser sage ich vielleicht: alle Erdenform lösend, daß sie von abendländischer Frömmigkeit doch stark unterschieden und, bei zufälliger Weltuntergangsstimmung unserseits, ihr gefährlich ist.

Ist die indische Dichtung von Mysterien erfüllt, so hat begreiflicher Weise die abendländische nach dieser Seite um so weniger Neigung. Zwar kann man beobachten, daß die jetzige Geisteswelle uns von der sittlichen, der handelnden Welt mehr hinüber nach der metaphysischen, der religiösen drängt. So sind denn auch eine ganze Anzahl von Mysterien entstanden (man erlebte in der Malerei dieselbe Wendung). Mir aber liegt nur an wirklicher Dichtung. Sie stellt zwar um so größere Anforderungen an die Spieler, denen wir nie ganz gewachsen sind. Aber allein von großer gehaltreicher Dichtung aus geht ein Strom auch ins religiöse Leben. Wenn Harnack uns einmal mahnte, die große deutsche Dichtung stärker zur Bereicherung unserer Frömmigkeit heranzuziehen; wenn schon Gottfried Körner seinem Sohn in einem wundervollen Brief schrieb, er solle nie vergessen, daß, in Ermangelung echter Propheten, die Dichter die Propheten unserer Zeit seien — und ist nicht jeder Dichter, am höchsten Maßstab gemessen, ein Seher? — so erscheint es mir allerdings als eine Aufgabe für Gegenwartchristen, die höchste Form der Dichtkunst, die dramatische, nach Mysterien zu durchsuchen, bei ihrer Einübung uns ihres Gehaltes zu bemächtigen, bei der Darstellung Weihe zu verbreiten (wenn mir auch das Spiel niemals ein Gottesdienst ist; es bleibt doch im besten Falle im Rahmen der Kunst), schließlich nicht die starke gemeinschaftsbildende Wirkung zu vergessen, die auch das ernste Spiel mit allen anderen Spielen teilt. Von dem inneren Reichtum, den man selbst empfängt, wenn man sich so mit völliger Hingabe in eine große Dichtung vertieft, will ich schweigen. Ich gedenke nur noch, wie lange Zeit und bei jeder Gelegenheit Worte aus Faust II, 5 geflügelt bei uns umgingen.

Nun haben wir uns an die Vermählung von Faust und Helena gewagt. Das Mysterium springt hier nicht so selbstverständlich in die Augen. Doch ist ja der ganze Faust ein einziges großes Symbol innerer Vorgänge. Vor allem: Goethe hat im dritten Akt von Faust II abschließend sein Verhältnis zur Antike dargestellt. Er hatte lange Zeit auf eine Vermählung zwischen Deutschtum und Antike gehofft, ja selbst sich um diese Synthese gemüht. Er hatte nun dieses Ziel als falsch erkannt. Die ganze Emporzauberung der Helena (Antike) „löst sich langsam von mir ab. Nach Osten strebt die Masse mit geballtem Zug. Ihr strebt das Auge staunend in Bewunderung nach und spiegelt blendend flüchtger Tage großen Sinn".

Griechenland ist für ihn ein ewiges Beispiel und eine Hoffnung zugleich, wie eine Kultur sich vollendete. Und zwar dadurch, daß sie ihren in Geschichte und Mythen gegebenen Inhalt bis zur höchsten Form emporsteigert. Goethe versucht, in den Worten Helenas und vor allem in den Chören diese Form noch einmal vor unsere Ohren zu zaubern. Wundervoll, wie er sich in die Eigentümlichkeiten der griechischen Sprache versenkt hat und sie deutsch ausprägt. So oft ich diese Stücke früher las, spürte ich freilich Zwang. Nun, wo wir sie oft im Sprechchor geübt haben, sind wir einmütig von ihrer Schönheit ergriffen. Das werden wir freilich so nicht herausbringen. Wir sind keine Künstler und auch keine in sich völlig gleiche Gemeinschaft. Sprechchöre sind zudem schwerer als Singchöre. Nur ein Versuch soll es sein. Wir selbst haben dabei den eigentlichen Gewinn.

Nun tritt Faust auf, zunächst in fünffüßigen Jamben, die dem deutschen Ohre schon geläufig waren, also als Übergang gewählt vom Griechisch ins Deutsche. Und dann ertönt mit Lynkeus der Reim. „Ein Ton scheint sich dem andern zu bequemen, und hat ein Wort zum Ohre sich gesellt, ein anderes kommt, dem ersten liebzukosen." Man

muß es bei Spengler nachlesen, wie die Reime aus dem begrenzten Raum (griechisch) in den unbegrenzten (faustisch), aus dem Sein in das Werden überleiten, wie sie also unmittelbar aus faustischer Kultur geboren sind. Das steigert sich bis zu den entzückenden Worten Euphorions.

Und zugleich setzt, nach Goethes eigener Vorschrift, auch die Musik ein. Er hat es wohl gewußt, daß unsere Kultur ihren Glanz in der Welt der Töne hat. „Gefällt dir schon die Sprechart unsrer Völker, o so gewiß entzückt auch der Gesang, befriedigt Ohr und Sinn im tiefsten Grunde." Wir können auch hiervon natürlich nur eine Andeutung geben durch Klänge auf dem Harmonium. Trotz Schumann ist ja hier überhaupt der Wille Goethes noch gar nicht ausgeführt. Faust II ist heute noch das große Problem der Musik, über dem schon Beethoven umsonst gegrübelt hat.

Aber die Musik kündet uns, daß es sich im Kern unserer Kultur um Seelenschönheit handelt. Und erst die starke Hervorhebung dieser Tatsache wandelt den ganzen Akt zum Mysterium. Der Höhepunkt findet sich in den Worten, die wir darum natürlich auch singen:

Laß der Sonne Glanz verschwinden, —
wenn es in der Seele tagt,
wir im eignen Herzen finden,
was die ganze Welt versagt.

Mit diesem wiederholten Gesang schließen wir darum auch das Ganze ab, nicht ohne daß Faust zuvor die Worte des vierten Aktes gesprochen hat:

Wie Seelenschönheit steigert sich die holde Form,
löst sich nicht auf, erhebt sich in den Äther hin
und zieht das Beste meines Innern mit sich fort.

Helena und Euphorion sind zurück in die Urwelt und Unterwelt gestiegen. Auf ihrem Mantel allein (Mahnung zur Form!) fährt Faust heim. Lebendig machen läßt sich eine vergangene Kultur nie wieder. Faust (die germanische Seele) muß alles allein vollenden, und wir wissen, wie im letzten Akt Töne hervorbrechen, die der Antike ein für allemal (sittlich, sozial und religiös) fremd waren und das Vermächtnis Goethes an unsere Zeit enthalten.

Dresden Carl Mensing

Vom neuen Singen

3. Das weltliche Lied in alten Sätzen

Man darf die Scheidung „weltlich-geistlich" hier nicht in dem bisher uns gewohnten Sinn nehmen; so trifft sie für das 15. und 16. Jahrhundert nicht zu. Sicherlich sind deren weltliche Sätze in der überwiegenden Mehrzahl frommer, an Gott gebundener als manche sogenannte Kirchenmusik, die bis in unsre Zeit für die Kirchenchöre geschrieben und der Gemeinde vorgesungen wurde. So fällt denn auch für alle, die diese alten Sätze wieder zum Klingen bringen, mehr und mehr die gewohnte Unterscheidung „weltlich-geistlich" hin. Nicht als ob man das Urteil verlöre, was man zu gegebener Zeit in der Kirche zu singen hat und was etwa im Saal oder im Freien — dies Urteil bleibt völlig erhalten und selbstverständlich geübt —; aber man wird von der alten Musik, gleichgültig welcher Gattung, in eine und dieselbe Haltung ihr gegenüber gezwungen. Es ist bei diesem Singen so, daß der ganze Mensch beteiligt ist, daß er in Gehorsam sich und den Andern eine Musik zu Gehör bringt, die freilich nicht seine eigene Musik ist — von dieser Romantik sollte man überall frei sein —, aber die doch in einzigartiger Weise unser Aufhorchen erfordert; gerade aus dieser Musik nämlich in ihrer natürlichen Verbundenheit von Ton und Wort haben wir Entscheidendes für unser eigenes Singen zu lernen.

Mit diesem unzweifelhaften Vorzug, ich möchte sagen des Zwingenden, trifft ein anderer zusammen, der der selbständigen Linienführung der Melodien, im Cantus firmus, der heutigen ersten Stimme, die aber ursprünglich nicht vom Sopran gesungen wurde, ebenso wie in den andern, den heute sogenannten begleitenden Stimmen, deren „Begleitung" freilich damals einen ganz anderen Charakter hate. Die begleitende Stimme hatte nicht die Rolle der Untergeordneten; eine jede geht selbständig neben dem Cantus firmus her, hat ihr eigenes Gewicht und ihre eigene Linie in sich selbst und — klingt doch mit den Ganzen zu einem erstaunlichen Vielklang zusammen. „Vielklang", Polyphonie hat man deshalb diese Art des Musizierens genannt. Wer einmal sich in diesen polyphonen Gesang eingesungen und eingelebt hat, der wird schwerlich wieder von ihm loskommen; der kommt mit Luther zu dem Urteil, „das nichts seltzameres in der Welt sey, denn ein solcher Gesang mit viel stimmen geschmückt".

Wir wollen unsre Besprechung anfangen mit einem der ältesten deutschen Liederbücher.

Das Locheimer Liederbuch (1455—1460.) 1. Teil: Die mehrstimmigen Sätze. Herausgegeben von Konrad Ameln. Augsburg, Bärenreiter-Verlag 1926. 32 S. 3.50 M.

Es handelt sich hier um eine Nürnberger Liederhandschrift aus der Mitte des 15. Jahrhunderts; sie stellt in ihren ein- und mehrstimmigen Sätzen eine der ältesten Sammlungen unserer Volkslieder dar. Eine ganze Reihe der einstimmigen Sätze sind schon seit geraumer Zeit bekannt und viel gesungen: „All meine Gedanken, die ich hab", „Ich fahr dahin, wann es muß sein", „Ich spring an diesem Ringe" u. A. Völlig unerschlossen waren dagegen die mehrstimmigen Sätze. Das hatte seinen Grund darin, daß in ihnen nur einer Stimme der Text des Liedes unterlegt war, während die andern Stimmen sich diesem Text zumeist nicht bequemen wollten — wenigstens solange man sie als begleitende Singstimmen zu verstehen suchte. Dem gegenüber bedeutete es einen wesentlichen Fortschritt im Verständnis, als man neuerdings einsah, daß diese „Begleitung" nicht für Singstimmen, sondern für Instrumentalstimmen gedacht sein muß. Wenn auch die alten Instrumente uns nicht mehr zur Verfügung stehen, so lassen sich doch mit Flöte, Geige, Bratsche, Gambe, Cello diese Sätze durchaus wiedergeben.

Dabei zeigt sich eine Polyphonie, die zunächst unserm Ohr herb und fast fremd erscheint. Aber auch hier muß man sich erst einsingen, um den Zugang zu dieser Musik zu finden. Dazu war die Faksimile-Ausgabe, die Konrad Ameln als erste veröffentlicht hat (Berlin, Wölbing-Verlag 1926. Geb. 65 und 120 M.), naturgemäß nicht geeignet. Um so mehr die vorliegende handliche Ausgabe im Bärenreiter-Verlag, die zugleich Anmerkungen über Gestaltung des Textes und Art und Darstellungsmöglichkeit der Musik enthält. Sie wird dem alten Liederbuch neue Freunde gewinnen.

Wir gehen ein Jahrhundert weiter und wenden uns zunächst den zweistimmigen polyphonen Sätzen zu.

Bicinia germanica. Deutsche Volkslieder zu zwei gleichen oder gemischten Stimmen. Aus der Sammlung von Georg Rhau. Wittenberg 1545. Übertragen von Hermann Reichenbach. (Beihefte zum „Musikanten", Nr. 10.) Wolfenbüttel, Kallmeyer-Verlag 1926. 64 S. 2 M.

Deutsche Zwiegesänge. Aus den Bicinia gallica, latina, germanica. Wittenberg 1545 bei Georg Rhaw. Ausgewählt und übertragen von Konrad Ameln. (Musikalisch Hausgärtlein, Heft 7.) Augsburg, Bärenreiter-Verlag 1926. 16 S. 80 Pfg.

Diese beiden Hefte machen zum erstenmal die deutschen Zwiegesänge des Wittenberger Verlegers und Komponisten Georg Rhau einem weiteren Kreise zugänglich. Die reichhaltigere Ausgabe Reichenbachs ordnet die Lieder nach der Schwierigkeit. Dabei wird deutlich, daß die einfachsten Sätze im Rang aber auch in gar nichts hinter den schwierigeren zurückstehen. Georg Forsters treffliches Junggesellenlied „O Weh der Zeit, die ich verzehrt hab in den Buhlerorden" gehört zu den schönsten Sätzen der Sammlung. Daneben stehn einfache wie „Mir ist ein feines Maidelein gefallen in meinen Sinn", „Der Mai tritt ein mit Freuden", „Herzlich tut mich erfreuen die fröhlich Sommerzeit", Johann Walthers „Ein feste Burg"; oder, um ein paar schwierigere zu nennen, die herrlichen Sätze „Zucht, Ehr und Lob ihr wohnet bei", „Von edler Art auch rein und zart", „So wünsch ich ihr ein gute Nacht".

Während man bei der Reichenbachschen Ausgabe die Reichhaltigkeit loben muß, wird man die größere Sorgfalt der Textgestaltung Konrad Ameln zusprechen müssen (vgl. „Der Mai tritt ein mit Freuden", Strophe 2 u. A.!). Er hat in dem begrenzten Raum eine erfreuliche erste Auswahl dargeboten.

Von den zweistimmigen kommen wir zu den dreistimmigen Sätzen.

Auserlesene deutsche Gesänge für drei Stimmen. Der erste Teil für Knaben oder Frauen von Lechner, Langius, Le Maistre. Herausgegeben und für den praktischen Gebrauch eingerichtet von Ernst Fritz Schmid. Augsburg, Bärenreiter-Verlag 1926. 20 S. in Großformat. 1.80 M.

Hier lernen wir dreistimmige Liedsätze der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts kennen, die bisher mit den übrigen Trizinien fast in Vergessenheit geraten waren. Es handelt sich zum großen Teil um Lieder, die in vier- und fünfstimmigen Sätzen vorlagen, die aber für kleinere Verhältnisse sei es vom Komponisten des vielstimmigen Satzes selbst, sei es von einem andern außerdem noch für drei Stimmen gesetzt wurden. In der vorliegenden Ausgabe ist das deutlich an Lechners „Ach Lieb, ich muß dich lassen", in dem man Heinrich Isaaks vierstimmiges Innsbrucklied wiedererkennt. Es ist zu wünschen, daß diese Reihe recht bald weitergeführt wird, damit die hier ruhenden Schätze (vgl. Wolgasts Bemerkung in Nr. 10 Sp. 465) ans Licht kommen.

Hieran schließen sich die größeren und kleineren Ausgaben für vier und fünf Stimmen.

Alte Madrigale. Und andere a capella-Gesänge für gemischten Chor aus dem 16. und dem Anfange des 17. Jahrhunderts. Herausgegeben von Fritz Jöde. Wolfenbüttel, Kallmeyer-Verlag. Erweiterte Auflage 1925. 111 S. 4, geb. 5.50 M.

Hier haben wir die erste und noch heute grundlegende Madrigalsammlung der Musikbewegung vor uns. 47 Madrigale und alte Volkslieder hat Jöde hier zusammengetragen. Man muß diese Lieder gehört oder gesungen haben, um zu wissen, was sie für einen Chor bedeuten, der sich eingesungen hat in diese Lieder voll

Freude an Spiel und Tanz, voll Liebeslust und Scheidenmüssen. Da klingt Haßlers „Nun fanget an, ein gutes Liedlein zu singen", Donatis „Wenn wir hinausziehn am Frühlingssonntag", und wie sie alle heißen, die Sätze von Orlandus Lassus, Eccard, Franck, Senfl, Othmayr, nicht zu vergessen Praetorius' Satz zu Luthers Lied von der Kirche „Sie ist mir lieb, die werte Magd" und das ebenso einzigartige „Innsbruck, ich muß dich lassen" von Isaak. Auch ein einfaches Quartett oder Doppelquartett wird an diesen Sätzen seine Freude haben.

Das gilt in gleicher Weise von den kleineren Ausgaben, die nicht weniger verdienstlich sind, ja in deren geringem Umfang für den Anfänger sicherlich eine Empfehlung liegt:

Halali. Altdeutsche Jagdmadrigale. (Musikalisch Hausgärtlein, Heft 2.) Augsburg, Bärenreiter-Verlag 1925. 16 S. 80 Pfg.

Fröhliche deutsche Lieder und Quodlibet. Aus dem 16. Jahrhundert. Herausgegeben von Konrad Ameln. (Musikalisch Hausgärtlein, Heft 10.) Ebenda 1926. 16 S. 80 Pfg.

Jakob Meiland, Lieder und Gesänge. Zu vier und fünf Stimmen. 1. Heft: Weltliche Lieder. Herausgegeben von Hermann Meyer. (Musikalisch Hausgärtlein, Heft 6.) Ebenda 1925. 16 S. 80 Pfg.

Man wird auch von diesen Heften nicht enttäuscht sein; sind sie doch eine gute Ergänzung aus der Fülle des vorliegenden Materials. Ich nenne nur die trefflichen Sätze von Ludwig Senfl, die man in den beiden erstgenannten Heften findet: „Mit Lust tät ich ausreiten", „Es jagt ein Jäger geschwinde" und das Geläut zu Speyer, von dessen Gling, glang, mar, mir, mur, maun und bum man Wunderdinge hören kann.

Weitere Sätze von Ludwig Senfl finden sich verstreut in den **Musikblättern für die „Deutsche Jugend"**, die Heinrich Schumann seit März 1925 zweimonatlich im Neuland-Verlag, Hamburg 30 herausgibt. Jedes Blatt ist einzeln zu haben und kostet etwa 20 Pfg. — Das dritte Blatt bringt das köstlich trabende „Ich soll und muß ein Buhlen haben — und sollt ich ihn aus der Erde graben!", Blatt 4 das eigentliche Herbstlied „Entlaubet ist der Walde", Blatt 6 die Liebesklage „Ich schwing mein Horn in Jammerston" und zwei weitere treffliche Senflsätze. Die Blätter enthalten neben Sätzen des Herausgebers viel altes Gut, das zum Teil den Veröffentlichungen des Kallmeyer-Verlages entnommen ist.

Aus den **Losen Blättern der Musikantengilde,** herausgegeben von Ekkehart Pfannenstiel im Kallmeyer-Verlag, ist hier noch auf zwei Nummern hinzuweisen. Nr. 41 enthält den Heinrich Isaak zugeschriebenen dreistimmigen Satz „Die Brünnlein, die da fließen, die soll man trinken", Nr. 27 das gediegene vierstimmige „Lieblich hat sich gesellet mein Herz in kurzer Frist" aus Forsters Liederbuch von 1540. Je 4 S. und 15 Pfg.

Die trefflichen Sätze eines Thomas Stoltzer, Ludwig Senfl, Caspar Othmayr und wie sie heißen, die man sich bisher mühsam zusammensuchen mußte, liegen seit kurzem in einer Sammlung vor, die in ihrer Anlage einen gewissen Abschluß dieser Musikveröffentlichungen darstellt. Es ist der dritte Teil des „Chorbuchs für gemischte Stimmen":

Alte weltliche Lieder für gemischte Stimmen. Herausgegeben von Fritz Jöde. Ebenda 1927. 175 S. 4.50 M.

Diesem dritten Teil wird ein vierter folgen, „Weltliche Chorgesänge", ein 1. und 2. Teil „Alte geistliche Lieder" und „Geistliche Chorgesänge" wird die Ausgabe für gemischte Stimmen abschließen; es folgt noch ein 5. und 6. Teil, Geistliche und Weltliche Lieder und Gesänge für gleiche Stimmen. — Nach dem vorliegenden Band zu schließen, ist dies „Chorbuch, der Jugend und ihren Freunden in der Schule, in Singkreisen und im Hause gegeben" eine für alle Chöre, nicht nur die der Jugend, entscheidende Veröffentlichung. Zunächst sind die polyphonen Tenorlieder vorgelegt, d. h. die Sätze des 16. Jahrhunderts, in denen die Melodie noch im Tenor liegt. Wie sehr die Sammlung gerade dieser Lieder einem verbreiteten und nur zu verständlichen Wunsch entspricht, mag an der Tatsache deutlich werden, daß wohl die Lieder keiner andern Periode mit solchem Eifer zusammengesucht und bisher schon in Einzeldrucken oder handschriftlich verbreitet und gesucht waren wie gerade die hier vorgelegten.

Nach diesen Sammlungen mögen zum Schluß Neuausgaben einzelner Musiker des 16. und beginnenden 17. Jahrhunderts genannt werden.

Leonhard Lechner, Neue Teutsche Lieder. Mit fünff und vier Stimmen componirt. Nürnberg 1582. Herausgegeben von Ernst Fritz Schmid. Augsburg, Bärenreiter-Verlag 1926. 115 S. 8, geb. 10 und 15 M.

Hier ist eine der Chorsammlungen veröffentlicht, die in der Nürnberger Zeit des Komponisten entstand, wo er als Schulmeister tätig war. Er hat hier selbst 17 fünfstimmige und 7 vierstimmige geistliche und weltliche Sätze zusammengestellt und einem ihm befreundeten Nürnberger Ratsherrn gewidmet. — Die Sätze sind, soweit wir uns an ihnen versucht haben, nicht ganz einfach, aber sie lohnen durch ihren vollen und guten Klang — wie es von dem Komponisten der immer mehr bekannt werdenden Johannespassion (CW 1926 Nr. 22 Sp. 1142) zu erwarten war. Die Neuausgabe ist nach den gleichen Grundsätzen ausgeführt wie die der Passion verdient ebenso wie diese, noch mehr als bisher beachtet und gesungen zu werden.

Eine ebenso verdienstliche Aufgabe hat der Bärenreiter-Verlag unternommen mit der Herausgabe des bedeutendsten englischen Madrigal-Komponisten: John Dowland.

John Dowland, Komm zurück. Madrigale für vierstimmigen Chor. Herausgegeben von Walter Pudelko. Augsburg, Bärenreiter-Verlag 1925. 30 S. in Großformat. 1.80 M.

Es ist das erste Heft einer Reihe, in der Pudelko diesen großen englischen Zeitgenossen von Haßler und Orlandus Lassus neu herausgeben will. Er wurde 1562 in Oxford geboren und starb nach einem reichen Leben, das ihn wie so viele seiner Landsleute und Zunftgenossen auch nach Deutschland führten, 1662 in London. — Die Ausgabe ist in Parallelheften vorgesehen, von denen das eine die Fassung für den Chor, das andere die für eine oder zwei Singstimmen enthält, mit Begleitung für Laute und zum Teil noch für ein Streichinstrument. Auch diese englischen Madrigale sprechen uns unmittelbar an. Mit einer fast lyrischen Gefühlsschwingung steigen diese Lieder der Sehnsucht — das sind sie fast alle — vor uns auf und geben uns ein deutliches Bild der Verbundenheit der damaligen Musik über die Grenzen der Völker und Länder hinaus.

Ein kleines überaus reiches Schmuckstück polyphoner Musik mag den Abschluß bilden.

Johann Staden, Der Kuckuck und die Nachtigall. Deutsches Lied zu vier Stimmen. (Beihefte zum Musikanten, Nr. 8.) Wolfenbüttel, Kallmeyer-Verlag 1925. 20 S. 90 Pfg.

Ich will hier nicht von der nicht gerade einfachen, aber herrlichen Stimmführung reden, die von diesem seltsamen Singstreit berichtet, von dem leichten, schwebenden Sang der Nachtigall, dem eigensinnigen, konstanten „Kuk-kuk" dazwischen, von dem tiefen Baß des Esels, dessen Urteil dem — Kuckuk den Preis zuerkennt. Ganz meisterlich hat Staden dies Lied, das vielleicht Manchem aus Des Knaben Wunderhorn bekannt ist, vertont, eine Freude für Sänger und Zuhörer. Zumal wenn die Schlußstrophe die Quintessenz dahin zusammenfaßt:

Solch Richter, das sind diese Gesellen,
welch von der Musik Urteil fällen,
die sie doch gar nicht kennen;
ein solcher Narr schwieg leichter still,
der von der Sach will plappern viel,
wie von der Farb die Blinden.

Marburg Wilhelm Wolff

Bücher und Schriften

Handbuch der Philosophie. Herausgegeben von A. Baeumler und M. Schröter. Druck und Verlag von R. Oldenbourg, München und Berlin 1926 ff.

Wir leben im Zeitalter der Handbücher und Enzyklopädien. Warum nicht auch ein Handbuch der Philosophie? Gut ausgeführt, ist diese Idee auch nicht übel. Was bisher vorliegt, erweckt gute Hoffnungen. Es handelt sich in dem Werk um ein großangelegtes Unternehmen, dessen Gesamtumfang sich auf zirka 3200 Seiten belaufen wird. Vierzig Lieferungen von je 4—6 Bogen kommen in monatlichen Zwischenräumen zur Ausgabe. Das Gesamtwerk soll bis Ende 1928 fertig vorliegen. Das Werk ist nach systematischen Disziplinen geordnet, die in geschichtlicher Abfolge zur Darstellung gelangen. Die Register sollen so ausführlich angelegt werden, daß das Werk als philosophisches Handwörterbuch benutzbar ist. Beabsichtigt ist, durch eine erschöpfende Darlegung der philosophisch-methodischen Grundlagen der Kultur überhaupt die Entwicklung des abendländischen Geistes als systematisch-konkretes Ganzes hervortreten zu lassen.

Das Werk besteht aus fünf Abteilungen, jede Abteilung aus einem einzeln käuflichen, in sich abgeschlossenen Band mit eigenem Titel und Register: Abteilung 1, Die Grunddisziplinen (Sprachphilosophie, Erkenntnistheorie, Metaphysik); Abteilung 2, Natur, Geist, Gott (Naturwissenschaften, Geisteswissenschaften, Religionsphilosophie); Abteilung 3, Mensch und Charakter (Ästhetik, Ethik, Psychologie, Pädagogik, Anthropologie, Charakterologie); Abteilung 4, Staat und Geschichte (Gesellschafts-, Wirtschafts-, Rechts-, Staats-, Geschichts- und Kulturphilosophie); Abteilung 5 (zum Kontrast gegen 1—4), Die Gedankenwelt Asiens (Vorderasiatischer, indischer, chinesischer Kulturkreis). Mitarbeiter: Baeumler, Bernhart, Brunner, Brunstäd, Dempf, Driesch, Forke, Gerber, Gerethupfen, Heimsoeth, Holstein, Howald, Kuntze, Litt, Misch, Nohl, Przywara, Rothacker, Schaeder jun., Schroeter, Seifert, Spann, Stenzel, Walther, Weyl, Wolff, Zimmer.

Es liegt fertig vor Abteilung 2: Natur, Geist, Gott, 748 S. Geb. 35 M., fügen wir hinzu: in vornehmster und gediegenster Ausstattung. Inhalt: Philosophie der Mathematik und Naturwissenschaft (Weyl-Zürich); Metaphysik der Natur (Dempf-Leipzig); Logik und Systematik der Geisteswissenschaften (Rothacker-Heidelberg); Philosophie des Geistes (Wolff-Hamburg); Religionsphilosophie katholischer Theologie (Przywara S. J.-München); Religionsphilosophie evangelischer Theologie (Brunner-Zürich). Auch Sonderausgaben der einzelnen Beiträge werden vom Verlage veranstaltet. Der Subskriptionspreis beträgt für die Lieferung je nach Umfang 2.60 bis 3.90 M.

Soweit wir uns überzeugen konnten, besteht der Vorzug des Werkes darin, eine zuverlässige Orientierung über die historische Problementwicklung und gegenwärtige Problemlage der einzelnen berührten Disziplinen zu vermitteln, was bei der inneren Unendlichkeit jeden Forschungsgebietes auf alle Fälle seitens sachkundiger Forscher sehr verdienstlich ist. Näheres Eingehen auf Einzelnes vorbehalten. Kurt Leese

Simon Petrus. Der Jünger und Apostel des Herrn. Ein Bibelstudium. Von Wilhelm Brandt. Berlin, Furcheverlag 1925. 71 S. 1.80 M.

Ein Büchlein im Geiste Schlatters, das seine Art bis in den Stil und die Terminologie zeigt, und zwar nicht auf Grund äußerer Angleichung, sondern aus gleicher religiöser Gestimmtheit einer willensmäßigen Frömmigkeit des Gehorsams. Die Gestalt des Petrus wird zum Typus dieser Frömmigkeit, deren Sünde und Fall in Selbstsicherheit und Überheblichkeit beruhen, und die Petrusgeschichten des NT. werden Zeugnisse der Haltung des Petrus, die immer wieder zwischen Beugung unter das wirkende Wort Jesu und daraus folgender Erhebung und dem selbstsicheren Eigenwollen, dem auf dem Fuße der Fall folgt, wechselt. Verfasser bringt die Petrusnachrichten in einen historischen und psychologischen Zusammenhang, in dem auch der erste Petrusbrief seinen Platz findet und erhält so scheinbar ein individuelles Schicksal, eine Geschichte des Christen Petrus, die er aber um seiner eigenen Haltung willen zum Schluß wieder ablehnen muß. Tatsächlich ist aus dem gegebenen Material gar keine Individualität zu erschließen — die NT.-Überlieferung steht jedem Heiligen- oder Apostelkult fern, es liegt vielmehr in der Darstellung des Verfassers das typische Schicksal des Christen vor, wie es aus reicher seelsorgerlicher Erfahrung und tiefer selbstkritischer Betrachtung gesehen wird. Eine Gefahr liegt meines Erachtens in der starken Betonung des seelsorgerlichen Momentes namentlich in der Auffassung Jesu. Wenn die Auferstehungserlebnisse der Jünger auf die seelsorgerliche Fürsorge Jesu zurückgeführt werden, so liegt das zwar auch in der Konsequenz Schlatters, läßt sich aber aus der Überlieferung nicht mehr begründen. Hier ist der Punkt, wo aus dem tiefen und schlichten Bibelstudium unbewußt eine Apogoletik wird, die etwas verteidigt, was doch keiner Apologie bedarf. Aber auch abgesehen davon, enthält die Übertragung des Typus „Seelsorger" auf Jesus ein der Überlieferung nur schwer einzupassendes Moment und läßt befürchten, daß darüber der Abstand Jesu, das was so ganz „unseelsorgerlich", rücksichtslos an ihm ist, vergessen wird. Die Grundlage der gehorsamsbestimmten Frömmigkeit bewahrt die vorliegende Arbeit im Ganzen vor dieser Gefahr. Verfasser kommt von da aus dem Psychologischen auf das Symbolische. Die Vorgänge bei der Kreuzigung des Petrus werden von Joh. 21 aus als Symbol auf sein ganzes Apostelsein verstanden. Wenn ein solches Verständnis möglich ist, entsteht die Frage, wo die Grenze zwischen psychologisch-historischer Wirklichkeit und symbolischem Wert liegt, eine Frage, die nicht einfach im Sinne ihrer Identität beantwortet werden darf, sondern unter formgeschichtlichen Gesichtspunkten zu der Antwort führt, daß unserer Überlieferung nicht so sehr an der Weitergabe historisch-psychologischer Wirklichkeiten, als vielmehr an der Darstellung nur symbolisch faßbarer Werte lag.

Georg Bertram

Augustinus. Das religiöse Leben, Gesammelte Werke mit Einleitung von Otto Karrer. Band 1: Die Seele und ihr Gott. 291 S. Band 2: Gemeinschaft. 135 S. München, Verlag Ars sacra 1926. Geb. je 4.80 M.

In zwei kleinen, aber äußerst inhaltsreichen Bändchen hat Otto Karrer das Leben des großen Kirchenvaters aus Tagaste zusammengestellt, und es war ein glücklicher Gedanke des Herausgebers, uns Augustinus in erster Linie als den großen „Philosophen der Antike" nahe zu bringen, obwohl Glaube mehr bedeutet als Philosophie und Augustinus wahrlich mehr war als der „Ahnherr Schopenhauers": der gewaltige Kirchenlehrer und Begründer der katholischen Kirche, der göttliche Prophet und Schauer der überweltlichen Zusammenhänge des großen Weltgeschehens. Und gerade als dieser übermenschliche Prophet mit dem allzu menschlichen Denken, Wollen und Empfinden tritt uns hier Augustinus entgegen, der unvergängliche Lehrer des Vergangenen, Gegenwärtigen und Zukünftigen, der kundige Führer durch die Schrecken der Hölle und durch die tausenfachen Wonnen des Himmels. Der moderne Leser wird Mühe haben, seine Werke in ihrer Totalität zu erfassen, ihm in dem Labyrinth seiner schier endlos verschlungenen Gedankengänge zu folgen, desto dankbarer müssen wir Otto Karrer für seine sorgfältige und geschickte Auswahl des Wertvollsten vom Wertvollen sein, die uns die Lektüre der Augustinischen Schriften in jeder Beziehung zum Genuß macht. Die kunstvollen Illustrationen aus dem Leben des Heiligen von Mucillo, Gozzoli, Pinturichio u. A. sind ebenfalls ein ästhetischer Genuß. Ich möchte die beiden schmucken Bändchen in meiner Bibliothek nicht missen.

Max Lindenau

Der Begriff der Tat bei Meister Eckehart. Eine philosophiegeschichtliche Untersuchung von Dr. Susanne Hampe. Weimar, Hermann Böhlaus Nachf. 1926. 98 S. 4.50 M.

In einer umfassenden Analyse versucht die Verfasserin als das Ziel der Eckehartschen Mystik die Tat im Sinne Fichtes herauszuarbeiten. Eckehart erweise sich so als der Ahnherr des deutschen Idealismus, der ausgesprochen deutschen Geisteshaltung im Unterschiede von der orientalisch-quietistischen und der romanisch-scholastischen. Tat sei bei ihm zugleich ein Lassen aller Dinge, sofern sie uns hinderten an der reinen Geistigkeit, und aktiv ein Ergreifen der Welt der Erscheinungen aus der in Selbstbesinnung gewonnenen Freiheit. Die Welt erscheine so als ein Produkt der Schöpferkraft des Menschen (S. 80).

Die Verfasserin hat richtig gesehen, daß Eckeharts Mystik weder visionär noch quietistisch ist; sie hat die weitgehende Übereinstimmung seiner mystischen Haltung mit der der „Anweisung zum seligen Leben" mit einer Fülle treffender Beispiele belegt. Aber da sie Eckehart von Fichte her interpretiert, kommt sie nicht zur vollen Erkenntnis seiner Eigenart; und infolge unzureichender Kenntnis der Scholastik gelingt ihr auch keine zutreffende Abgrenzung Eckeharts dieser gegenüber. (Für seinen Begriff der Liebe wäre z. B. auf das Vorbild bei Thomas, S. th. 2, II, q. XXIII, vor allem an a. 6 und 7 und q. XXIV, a. 3, für das Tun des Guten allein um der Gutheit willen an S. th. 1, II, q. VIII. a. 1; q. XIX. a. 9; q. XXI. a. 3; q. XVIV. a. 1 u. a. zu verweisen.)

Im Unterschied zu Fichte kennt Eckehart keine Weltgestaltung als religiöse Tat. Er steht allerdings in der Welt und übt in ihr die Liebe gegen Andere, aber nicht wie Fichte, „damit in jedes Individuums Handeln rein diejenige Gestalt erscheine, welche das göttliche Wesen in ihm angenommen hat", sondern weil er als Gottgeborener Liebe geworden ist. Aber er ist und bleibt dabei gerade mönchisch gesonnen. Der tiefste Unterschied zwischen beiden liegt darin, daß für Fichte Gott ein Name ist für das Idealbild der menschlichen Vernunft; für Eckehart dagegen ist die menschliche Vernunft nur ein Bild der göttlichen Natur, das es zu verlassen gilt, um in das göttliche Wesen selbst einzugehen. So sind für Fichte die höchsten Tätigkeiten des Menschen das Talent zur Schönheit, zur Beherrschung der Natur, zur Staatlichkeit und zur Wissenschaft; für Eckehart dagegen gehört das Alles zu den geschaffenen Kräften der Seele. Das aus Gott geborene, ungeschaffene Wesen der Seele aber sehnt sich bei ihm nicht nach Neugestaltung der Welt, es liebt vielmehr die Welt auch in ihrer Unvollkommenheit und den Menschen in seiner Sünde als das Werk Gottes. (Fichte geht darin viel mehr mit Thomas zusammen als mit Eckehart, vgl. z. B. S. th. I, II. q. XII. a. 2.) Mit alledem ist die auch von der Verfasserin vertretene These, daß ein enger Zusammenhang zwischen Eckehart und Fichte besteht, nicht widerlegt; aber die Beweisführung wird in größere Tiefen hinabsteigen müssen, als es hier getan ist.

Otto Piper

Vom heiligen Geist des Mittelalters. Von Wolfram von den Steinen. Breslau, Ferdinand Hirt 1926. 308 S. Geb. 15 M.

Ich hatte schon einmal Gelegenheit genommen, auf die außerordentliche Bedeutung von Wolfram von den Steinens Mittelalterbüchern (Franziskus, Dominikus, Bernhard von Clairvaux, Dante) in der „Christlichen Welt" hinzuweisen (CW 1926 Nr. 14 Sp. 698 f. und Nr. 17 Sp. 874). Galten seine bisherigen Darstellungen einzelnen Gestalten aus diesem Zeitraum, so bringt sein neues, umfassendes Werk — die Frucht jahrelanger Bemühungen — eine systematische, philosophisch-historische Darstellung der Anschauungen dieser hohen Zeit. Im Mittelpunkte stehen Anselm von Canterbury und Bernhard von Clairvaux, doch wurde stets ihre Vor- und Nachgeschichte soweit einbezogen, daß aus dieser Mitte heraus Beginn wie Abschluß jener Weltzeit erkennbar wird. Dem Buche ist die lebendige und unmittelbare Auseinandersetzung mit dem Sinn und den Kräften des Mittelalters eine heilige Angelegenheit, die zugleich mit wissenschaftlicher Gründlichkeit durchgeführt ist. Das Anselmische Argument „Credo ut intelligam" wird in seiner wesentlichen Bedeutung untersucht; Steinen nimmt es nicht absolut, wie es die Philosophen tun, sondern er deckt es mit seinen Wurzeln und in seinem eigentlichen Gemeintsein auf.

Besonders anregend und einzigartig (noch nirgendwo so von der Wissenschaft gesehen) ist der Abschnitt: „Geschichte des Anselmischen Arguments", der von Gaunilo bis zum vergangenen Jahrhundert geführt ist und in der Auseinandersetzung mit diesem einen Argument den wesentlichen Wandel der Zeiten deutlich und nachdrücklich zeigt. „Wir setzen nicht Stück gegen Stück, Meinung gegen Meinung, sondern Gestalt gegen Gestalt. Auch wenn wir eine einzelne Frage bei den christlichen Lehrern vergleichen, beachten wir gewiß, was jeder hinzugetan oder fortgenommen hat, aber nicht um festzustellen, was ein jeder zu der Lehre ‚beigetragen' hat — sondern solche Einzelvergleiche dienen uns, weil auch sie uns Zeichen geben, was jeder in sich selbst gewesen und gewollt hat." „Immer ist neu, was immer die Geister erneuert" — dies Bernhard-Wort bezeichnet das Streben und Wirken des tiefschauenden Buches.

Hans Dahmen

Martin Luther. Eine Auswahl aus seinen Schriften. Von Georg Merz. Der Dreiturmbücherei Nr. 16. München und Berlin, Oldenbourg 1925. 82 S. Geb. 1.60 M.

Wieder eine Lutherauswahl! wird Mancher denken. Und doch verdient dies Büchlein, ernster beachtet zu werden. Es zeigt uns tatsächlich auf dem engen Raum den ganzen Luther. Wir lernen ihn kennen als den Bibelübersetzer in der Vorrede zum Neuen Testament, in der grundlegenden Vorrede zum Römerbrief, im Sendbrief vom Dolmetschen; als den Bibelausleger in der erstaunlichen kleinen Auslegung des sechsten Bußpsalms („Aus der Tiefe rufe ich, Herr, zu dir"); als den Schöpfer des Kirchenlieds in der Vorrede zum ältesten Gesangbuch und in seinen Liedern selbst. Das Bild wird noch deutlicher durch die Tischreden aus Aurifabers Sammlung, aus denen Merz sämtliche über die Musik, dazu einige über die Künste und

über die Theologie ausgewählt hat. Im letzten Abschnitt hören wir den Reformator, seine Predigt auf dem Wege nach Worms, seine Rede in Worms, seinen Brief an den Kurfürsten Friedrich bei der Rückkehr von der Wartburg und seine letzte Predigt.

Alle Texte sind ungekürzt und auch in der Schreibweise unverändert abgedruckt. Das ist keine Erschwerung; im Gegenteil, der alte wuchtige Klang läßt uns aufmerken und weist uns auf manches gewichtige Wort, das die Sprache im Laufe der Zeit leer und leicht gemacht hat. Wer heute einen Zugang zu Luther sucht — ich denke dabei vor allem an die weiten Kreise der Nichttheologen — oder wer Andern ein Bild von ihm geben will, dem sei dies Büchlein dringend empfohlen. Mit einem Cranachschen Stich von 1521 stellt es in Inhalt und Aufmachung die beste Luther-Auswahl dar, die wir von so geringem Umfang heute besitzen.

Wilhelm Wolff

Adalbert Falk. Sein Leben und Wirken als preußischer Kultusminister, dargestellt auf Grund des Nachlasses unter Beihilfe des Generals d. J. Adalbert v. Falk von Erich Foerster. Gotha, Leopold Klotz Verlag 1927. XVI u. 712 S. brosch. 17, geb. 20 M.

Zum hundertsten Geburtstag des Kultusministers Falk, 10. August, erscheint seine Biographie, von unserm D. Foerster in Frankfurt a. M. Sie ist um ihres Gegenstandes wie um ihres Verfassers willen sicher, in unserm Kreise lebendigstes Interesse zu finden. Wir entnehmen deshalb den Mitteilungen des Verlags, der ja zugleich unser Verlag ist, einiges Nähere über das Buch, dessen Besprechung doch jedenfalls — um seines Wertes willen — einige Zeit wird auf sich warten lassen. Darin wird gesagt, daß Foerster „den überaus reichhaltigen Nachlaß des Ministers, sorgsam geführte Tagebücher, Dokumente und Briefsammlungen, eigenhändige Lebenserinnerungen benutzen konnte und zahlreiche Briefe Kaiser Wilhelms I., auch ausführliche Randbemerkungen von ihm zu vorgelegten Entwürfen und Eingaben, ebenso zahlreiche Briefe und Denkschriften Bismarcks, den Briefwechsel der Kurie mit der preußischen Staatsregierung nach dem Amtsantritte des Papstes Leos XIII., die Verhandlungen zwischen Staatsministerium, Oberkirchenrat und Monarchen über die Verfassung der evangelischen Kirche, die Vorgeschichte des großen Entwurfes eines Unterrichtsgesetzes, die Protokolle der wichtigsten Staatsministerialsitzungen mitteilt. Dieses bisher gänzlich unbekannte Material zur Geschichte der inneren Politik des jungen Reiches in den siebziger Jahren wird zunächst für alle, die an der Vergangenheit ein lebhaftes Interesse haben, wichtig sein; aber da es sich um Fragen handelt, die auch heute noch von stärkster Aktualität sind, so kann es auch dazu dienen, das Urteil über die Regelung des Verhältnisses von Staat und Kirche und von Schule und Kirche zu vertiefen, und wird alle tätigen Kulturpolitiker angehen. Das Buch beansprucht also nicht nur ein historisches Interesse, sondern auch Gegenwartswert. Es ist einem Wunsche des Sohnes des Ministers entsprechend den Lehrern Preußens gewidmet, dem Stande, der Falk bis ans Ende seine Dankbarkeit und Anerkennung bewahrt hat; aber es sucht seine Leser in den weitesten Kreisen aller, die sich für die Kulturpolitik des heutigen Reiches verantwortlich fühlen."

Der einzige Sohn des Ministers, General v. Falk, hat das Eingangskapitel „Herkunft, Jugend, erste Mannesjahre" beigesteuert, 64 S. Noch berichtet das Schlußkapitel „Rückkehr in das richterliche Amt, Leben in Hamm, Alter, Tod" Persönliches, 47 S. Die übrigen 15 Kapitel gehen von der Ernennung zum Minister bis zur Entlassung, sind also ganz der staats-, kirchen- und schulpolitischen Geschichte gewidmet. R

Aus Zeitungen

Orchies und Ochrida

Dreizehn Jahre nach dem Ausbruch des furchtbaren Krieges ist ein neuer Krieg um Orchies, um die Greueltaten im Kriege, ausgebrochen. Dort in dem kleinen französischen Dorf mitten im Kampfgebiet haben Franzosen deutsche verwundete Soldaten verstümmelt, und die deutsche Armee hat zur Strafe den ganzen Ort niedergelegt, nachdem die Einwohnerschaft ausgewandert war. C' est la guerre! Solches hat sich tausendmal nicht nur im Weltkriege, sondern in jedem Kriege ereignet, und man tut gut, diese Grausamkeit im Frieden nicht zu erwähnen, denn wer wollte immer wieder in den brennenden Wunden wühlen? Aber Monsieur Poincaré ist anderer Meinung, er denkt wie die nationalistische „Victoire", man müsse immer wieder daran erinnern, das seien Verbrechen, die nie gesühnt werden können. Solchermaßen wird der Krieg und die Erinnerung an ihn freilich immer währen. Wir werden erleben, daß er mit den Gefühlen des Hasses und den Worten der Feindschaft auch in der nächsten Zeit weitergeführt wird. Schon kündigt Herr Poincaré an, daß er demnächst, im Herbst, wenn vor Verdun das Denkmal an die grauenhaften Kämpfe um das Fort Douomont enthüllt werden wird, nicht weniger als fünf Reden halten will, in denen er nach seiner Art die Schrecknisse des Krieges durch Worte schildern wird, die die Seelen erneut in Brand setzen. Zum Überflusse will auch Herr Vandervelde, der sozialistische Minister in Brüssel, diese neue Art der Kriegführung fortsetzen, indem er die amtlichen belgischen Dokumente über die Deportationen der Belgier im Kriege zu veröffentlichen gedenkt. ...

*

Die Bewohner jenes Dorfes mußten auswandern, aber anderswo mußten ganze Völker die Wanderung in die Fremde antreten. Auch das ist der Krieg, der von Vielen gefeierte, der von denen erneut ersehnte, die seine Schrecknisse nicht am eigenen Körper erlebten. Aber schließlich geht jeder Krieg einmal zu Ende, und man soll sich aller seiner Schrecknisse nicht erinnern, um den Haß aufrechtzuerhalten, sondern um die Taten, die geschehen mußten, zu sühnen im Sinne Goethes, daß alle menschlichen Gebrechen reine Menschlichkeit sühnet. Viel schlimmer als die Unmenschlichkeiten des Krieges ist es, wenn man die Unmenschlichkeit über den Krieg hinaus fortsetzt. Der Krieg hat die Bewohner des Kriegsgebietes in unerträgliche Lage gebracht, der Frieden hat ganze Völker in die Hölle versetzt. Wie winzig ist das, was in Orchies geschehen ist, gegenüber dem, was der ganze deutsche Osten durch den Frieden erleiden mußte; dort sollen für alle Ewigkeiten, gewiß für Generationen, ganze Völkerschaften unter der Fremdherrschaft leben, soweit sie nicht die Völkerwanderung über die Grenzen hinaus angetreten haben. Und noch weiter, im nahen Orient haben diese Völkerwanderungen unheimliche Gestalt infolge der Friedensschlüsse angenommen. Millionen von Griechen mußten Kleinasien verlassen, wo sie seit den Zeiten der griechischen Kolonisation im Altertume ihre Wirtschaft und Kultur aufgebaut haben. Zu Hunderttausenden starben sie, mehr als eine Million führt heute noch in Massenlagern in griechischen Städten ein Leben schlechter als das eines Hundes. Auf dem ganzen Balkan und darüber hinaus wurde ein Zündstoff bergeweise gehäuft, der irgendwann einmal explodieren muß. Die Entente, die vorgegeben hat, einen Kreuzzug für Selbstbestimmung und Freiheit zu führen, hat im Frieden auf das Selbstbestimmungsrecht der kleinen Nationen gepfiffen. Herr Poincaré, unter Ihrer sehr geschätzten Mitwirkung! Wenn Sie sich das Trümmerfeld Europa ansehen, dann sollten Sie eigentlich ganz still werden.

*

Ein anderes Panorama tut sich auf, wohin wir auch blicken. Mit Schrecken hat vor dem Kriege die Welt davon Kenntnis genommen, wie die Türken die Armenier mit ihrem Krummsäbel ausrotteten, heute sind fast alle kleinen Völkerschaften des nahen Orients und des europäischen Ostens unter das Schicksal der Armenier gestellt. Auf dem Balkan sind es die Mazedonier, die die Armenier ablösten, ein Opfer der Politik à la Poincaré. Während des Krieges waren es die deutschen „Barbaren"-Heere, die dort oben in dem bergigen Lande, das im Süden an den heiligen Olymp stößt und im Norden bis weit nach Serbien hineinreicht, gekämpft haben für Mazedonien. Sie standen am Ochrida-See, bei Monastir, im Cernabogen, auf den Bergen oberhalb Salonikis, welches die oberste Heeresleitung aus dynastischen Erwägungen heraus nicht besetzte. Dafür haben es Andere getan, die diese Erwägungen nicht hatten und Ihnen nahestehen, Herr Poincaré. Sie kämpften für sich, die deutschen Heere für die Mazedonier, die seit Hunderten von Jahren zwischen den Türken, Griechen und Serben verschoben und verhandelt wurden. Da senden uns die mazedonischen Studentenvereine im Auslande ihre Notschreie, die sie in großem Umfange auf dem Papier festgehalten haben. Ein Berg von Elend und von Seufzern, aber auch von nationaler Festigkeit und revolutionärer Gesinnung spricht zu uns, schreit nach Abhilfe. Zwei Millionen Mazedonier haben die Freunde des Herrn Poincaré an Serbien verhandelt, Hunderttausende an Griechenland, und wenn sie sich dagegen wehren, so spricht die Entente und der Sozialist Wendel, ein deutscher „Sachverständiger" in diesen Dingen, von nationalistischen bulgarischen Banden. Dort oben in den Bergen hinterließen die Deutschen bei ihrem Abmarsche ein altes Volk ohne Heimat, das nichts will als eine Volksabstimmung über sein Schicksal *).

*

Das alles ist weit schlimmer als das vorübergehende Elend des Krieges. Orchies wurde längst wieder aufgebaut, sonst hätte Herr Poincaré dort nicht sprechen können; Ochrida, der alte gefeierte Mittelpunkt Mazedoniens, die alte bulgarische Königsstadt, die so mancher deutsche Soldat mit ihrem Kranz von schneebedeckten Bergen kennen lernte, blieb eine Quelle des Elends und soll es nach dem Wunsche der Entente immerdar bleiben. Der Landsmann des Herrn Poincaré, der Senator des Estournelles de Constant hat einmal gesagt: Mazedonien hat aufgehört, eine Grabstätte zu sein, um eine Hölle zu werden. Das ist eine Frucht des Krieges, richtiger eine Frucht des Gewaltfriedens, für den auch Herr Poincaré mitverantwortlich ist.

*

Der deutsche Dichter Fritz von Unruh hat dieser Tage bei einer Tagung der Weltjugend gesagt, man müsse den Dingen des Krieges einen anderen Sinn geben. Darob haben unsere Nationalisten Zeter und Mordio geschrien. Sie haben Recht, und Fritz von Unruh hat Unrecht, denn die Dinge, wie sie jetzt sind, haben keinen Sinn, man muß ihnen nicht einen anderen, sondern

*) Flugblätter der Makedonischen Studentenvereine, uns aus zuverlässiger Hand zugegangen, sind zu haben Wien XVIII Witthauer Gasse 33/7. Ferner hat der Makedonische Studentenverein Berlin eine Reihe Broschüren herausgegeben: Kommissionsverlag Carl Fromme, Wien V, Nikolsdorfer Gasse 7—11. Wir behalten diese Dinge im Auge und haben Aussicht, demnächst Authentisches darüber veröffentlichen zu können. D H

überhaupt erst einmal einen Sinn geben, nämlich den, daß der Krieg eine gottverbotene Sache ist, daß er eine Rebellion gegen göttliches Recht darstellt, und daß die von Allen begangenen Verbrechen durch reine Menschlichkeit gesühnt werden müssen, indem wir den Haß begraben und jedem Volke zu seinem Rechte verhelfen. Orchies und Ochrida lehren uns dies mit zwingender Deutlichkeit.

Dr. Hägermann im Kasseler und im Hessischen Tageblatt

Wöchentliche Chronik

Die deutsche evangelische Gemeinde in Sevilla hat sich dem deutschen Evangelischen Kirchenbund angeschlossen.

Ostpreußen zählt 1 850 000 Evangelische, 339 000 Katholiken. Es sind dort 551 evangelische Geistliche in 35 Kirchenkreisen tätig; auf einen evangelischen Pfarrer kommen 3400, auf einen katholischen 1100 Seelen.

Die Zahl der Evangelischen in München beträgt 102 000 unter 670 000 (1827: 5696, 1877: 26 000, 1897: 57 478).

In Eisenach haben drei Theologinnen das zweite Examen bestanden.

Das Genfer Konsistorium hat sich für Verwendung von Frauen als diaconesse de paroisse, catechistes-evangélistes und für ein pastorat feminin auxiliaire ausgesprochen, dagegen die Zeit für ein volles und gleichberechtigtes weibliches Pfarramt noch nicht für gekommen erachtet. Schwz. Kirchenfr.

In Deutschland gibt es 32 evangelische, 2 katholische, 3 sozialistische, 3 völkische und 9 neutrale Volkshochschulheime. Das älteste wurde 1907 in Mohrkirch-Osterholz Bezirk Kiel begründet.

Die allgemeine Sonntagsruhe soll in Berlin vom 1. Oktober an auch für die Branchen eingeführt werden, die bisher zwei Stunden offenhalten durften; nur Milchverkauf ist in zwei Morgenstunden und Verkauf von Backwaren von 13—15 Uhr gestattet.

Die Brauereien stehen betreffs des Reingewinns vom Grundkapital unter den deutschen Aktiengesellschaften gegenüber Banken (21,9) und Versicherungen (16,4) mit 15 % an dritter Stelle, betreffs der ausgeschütteten Dividende mit 9,5 % dagegen an erster (Versicherungen 6,9, Banken 6,3). Von den 1700 börsenfähigen deutschen Aktiengesellschaften blieben 45 % ohne Dividende, nur 6 % gewährten einen über angemessene Verzinsungssätze hinausgehenden Ertrag. Auf der Wacht 5/.

Die Zahl der Personen, die wegen in Trunkenheit begangener Verbrechen und Vergehen verurteilt wurden, vermehrte sich in Bayern von 1924 bis 25 um 1/3, bis 26 um 2/5. An erster Stelle stehen Körperverletzungen, an zweiter Beleidigungen und Widerstand gegen die Staatsgewalt.

Der in Konstanz versammelte Arbeitsausschuß des Weltbundes für internationale Freundschaftsarbeit der Kirchen beschloß nach einem Bericht des Pekinger Universitätsprofessors Lu über das Unrecht christlicher Staaten gegen China einstimmig eine Botschaft, worin er dem chinesischen Volk „seine tiefste Sympathie in dem gegenwärtigen Kampfe für nationale Einheit, für eine gesunde Wirtschaftslage, für Freiheit von auswärtiger Einmischung und Beherrschung, für volle Gleichberechtigung in der Völkerfamilie" zum Ausdruck bringt. Er beschloß ferner die Abhaltung eines großen Friedenskongresses christlicher Kirchen im August 1928 in Prag mit 500 Delegierten. Das Hauptthema soll nach einem deutschen Vorschlag lauten: „Die allgemeine Abrüstung vom christlichen Standpunkt."

In Paris haben sich 16 Jugendbünde aller Konfessionen und Richtungen zu einem Bunde „Stimme der Jugend" zusammengeschlossen um gemeinsam gegen die sozialen Übel und für die Reinheit des öffentlichen Lebens einzutreten.

Die höheren Schulen Frankreichs haben die Lektüre von ausgewählten biblischen Stücken (neben anderen Werken der Weltliteratur!) mit in ihren Lehrplan aufgenommen: „da die biblischen Dokumente einen Teil der geistigen Erbschaft der französischen Zivilisation bilden."

In Frankreich hat sich eine calvinistische Gesellschaft zur Verteidigung des Protestantismus gegen Rom und den Unglauben gebildet.

Für die in Paris lebenden schweizer Reformierten sind jetzt wieder Gottesdienste in deutscher Sprache eingerichtet worden; für die elsässer Lutheraner finden schon seit einiger Zeit Gottesdienste in deutscher Sprache in der Billettes-Kirche statt.

Vom 4.—6. Juni fand in Lens (Nordfrankreich) ein internationaler Kongreß der christlichen Sozialisten statt, an dem Delegierte aus Frankreich, der Schweiz, Belgien und England teilnahmen. Organisiert war er durch die Baptistenkirche in Lens. Zahlreiche Bergleute traten dem Bunde bei. Der sozialistische Stadtrat von Liévin veranstaltete einen feierlichen Empfang der Kongreßteilnehmer.

Die freie Universität von Amsterdam hat einen Besuch von 352 Studenten, darunter 207 Theologen, 57 Philologen, 82 Juristen und 7 Medizinern. Es soll eine naturwissenschaftliche Fakultät eingerichtet werden, für die 300 000 Gulden für das Gebäude und 70 000 jährlich aus freien Gaben nötig sind, die man von dem reformierten Volke erwartet.

Die Quäker, die in England 20 000 Seelen zählen, haben in einem Hauptverkehrszentrum Londons eine Arbeitszentrale errichtet.

Das Parlament der englischen Staatskirche hat den Entwurf des Common Prayer Book mit 34 gegen 4 Stimmen im Bischofshaus, 230 gegen 31 im Geistlichenhause, 230 gegen 92 im Laienhaus angenommen. Von den 20 bedeutenderen Diözesen Englands haben 5152 Abgeordnete für, 1135 gegen das neue Common Prayer Book gestimmt.

Richter Ben B. Lindsey in Denver, Colorado, Vater der amerikanischen Jugendgerichte, ist seines Amtes enthoben worden. Wegen seines Buches „Die Revolution der modernen Jugend"? (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt)

Die Kirchenversammlungen der Kirche von Schottland und der Vereinigten Freikirche von Schottland haben den Entwurf zur Kirchenunion, die erstere einstimmig, die letztere mit 675 gegen 126 Stimmen angenommen. Der Entwurf wird nunmehr den Presbyterien vorgelegt, um auf den Frühjahrsversammlungen 1928 endgültig zur Abstimmung zu kommen.

Die Grundstücke des evangelischen Gemeinschaftsschwesternhauses in Bandsburg sind nach Verordnung des Posener Liquidationskomitees dem polnischen Staate zwangsweise übereignet worden.

Das Warschauer Rabbinat wurde in einer von mehreren Tausend Juden unterschriebenen Bittschrift ersucht, den Frauen, die sich schminken, keine Trauung zu gewähren, sowie Männer und Väter solcher Frauen nicht in die Synagoge zu lassen. PZ

In Ungarn ist ein evangelischer Pressedienst ins Leben getreten.

Die deutsche evangelische Schule in Belgrad, seit 1854 bestehend, seit 1918 geschlossen, stets auch von serbischen Schülern besucht, wird mit nächstem Schuljahr wieder eröffnet. FZ 596

Dem griechischen Parlament ist ein Gesetzentwurf vorgelegt, der feststellt, daß das Territorium der Mönchsrepublik auf dem Athos griechischer Staatshoheit untersteht und daß jeder Untertan eines fremden Staates, der in ein Athoskloster eintritt, zwangsläufig die griechische Staatsbürgerschaft erwirbt. Doch bleibt die Steuerfreiheit sämtlicher Liegenschaften des Berges bestehen und die geistliche Oberhoheit dem ökumenischen Patriarchen in Konstantinopel erhalten.

Zum armenischen Patriarchen in Konstantinopel ist nach fünfjähriger Vakanz Bischof Mesrop Narojan, früher Leiter der theologischen Schule in Armasch, gewählt.

Unter dem Erdbeben in Palästina haben auch die Gebäude der evangelischen Jerusalemstiftung stark gelitten, in Bethlehem auch der Dom der Weihnachtskirche. Im Lande zählt man 400 Tote.

In der Kanton-Provinz ist ein Gesetz erlassen, das der Hausklaverei, die besonders die Mädchen betraf, ein Ende macht: alle Sklavenmädchen werden für frei erklärt und der Ankauf und Verkauf von Sklaven verboten. „Ein glatter Sieg des christlichen Gedankens". (Die Brücke, Shanghai nach ZMR 6)

Außer den angelsächsischen sind auch finnische, schwedische und einige der China-Inland-Mission angehörende Liebenzeller Missionare genötigt worden, ihre Innenstationen in China zu verlassen. Die übrigen stehen ungehindert, wenn auch mit Schwierigkeiten kämpfend, auf ihren Posten.

Neben den christlichen haben auch die drei buddhistischen japanischen Missionare China verlassen müssen.

Die China-Inland-Mission hat ihren Austritt aus dem alle christliche Kirchen in China vereinigenden nationalen Christenrat erklärt.

Die Goßnersche Mission, der ihr früheres Arbeitsgebiet in Chota Nagpur zurückgegeben ist, will unter Verzicht auf eine Vereinigung mit der Berliner Mission ihre Selbständigkeit beibehalten.

Die theologische Fakultät in Montreal und die neue vereinigte Kirche von Canada haben, ähnlich wie Vereinigten Staaten, ein „Sabbatjahr" für die Professoren eingerichtet. In der Regel alle sieben Jahre, aber einmal in seinem Leben, erhält jeder Professor ein volles Jahr Urlaub, um sich ganz seinen Studien zu widmen. Dieser Urlaub wird meist an europäischen Universitäten zugebracht.

Die Synode von Rio Grande do Sul umfaßt 130 000 Seelen mit 80 Pastoren und 300 Gemeinden. Im letzten Jahre wurden gezählt: 5641 Taufen, 1072 Trauungen, 1262 Beerdigungen, 3517 Konfirmanden, 30 094 Abendmahlsgäste (22 %). Die Gesamteinnahme betrug 230 000 Milreis (= 115 000 Mark) gegen 3000 Milreis 1918. Die vor fünf Jahren begründete Pensionskasse weist jetzt ein Vermögen von 80 000 Milreis auf.

Die Kongregation des Sanctum Officium hat auf eine Anfrage, ob die Teilnahme von Katholiken an Kongressen, Vorträgen und Veranstaltungen von nichtkatholischer Seite zur Herbeiführung einer Kirchenunion gestattet sei, unter dem 8. Juli geantwortet, diese Teilnahme sei nicht gestattet, und an ihren im gleichen Sinne gehaltenen Erlaß vom 4. Juli 1919 erinnert. DEK

Der Vatikan ist der größte Aktionär des Kasinos von Monte Carlo. Der Vatikan hat zwar niemals Aktien des Kasinos selbst gekauft, aber bei verschiedenen Gelegenheiten sind ihm von Katholiken welche vermacht worden, und der Vatikan hat sie nicht wieder verkauft. Paix et Liberté, 25. Juni, 8. Juli 1927

Aus belgischen Benediktiner-Mönchen hat sich mit ausdrücklicher Genehmigung des Papstes eine Vereinigung gebildet (Moines de l'Union de l'Eglise) die es sich zur Aufgabe gemacht haben, für die Wiedervereinigung der Kirchen zu arbeiten. Ihre Zeitschrift, Irenikon, erscheint seit April 1926 monatlich in Prieuré d'Amay-sur-Meuse, Belgien. Vorbedingung jeder Vereinigung sei, sich zu kennen und zu versuchen, sich zu verstehen; eine bloß äußere Wiedervereinigung der Getrennten mit Rom würde nur zu neuen schlimmeren Spaltungen führen, falls neue Ideen und lebensnotwendige Realitäten in Frage kämen. Review of the Churches, 1927, 3

Dem Pater Sanson, einem der gehörtesten Prediger von Notre-Dame-de-Paris, der vor allem aus den Kreisen der Gebildeten starken Zulauf fand, ist die Kanzel verboten worden, weil er sich zu weit vom Thomismus entfernte. Evangile et Liberté 1927, 26

Die Insel Rhodos ist durch Beschluß der Congregatio de propaganda fide wieder zum Erzbistum erhoben: die Zahl der Katholiken beträgt dort 9000. Kathedrale und erzbischöflicher Palast werden von der italienischen Regierung wieder neu aufgebaut.

Die katholische Kirche in Polen erhält vom Staat 21 Millionen, die Evangelischen 235 000 Zloty, das ist nur ein Fünftel der Summe, berechnet auf den einzelnen Kopf.

In der Tschechoslowakei hat sich ein St. Michaelsorden zur Propaganda der katholischen Presse gebildet.

Die Papstkirche zählt gegenwärtig 65 Kardinäle (darunter 39 Italiener), 6 Patriarchate, 11 64 Bischofs- und Erzbischofssitze, 242 apostolische Vikariate, 92 apostolische Präfekturen und einige Abteien, die keiner Dözese unterstellt sind. Bei 29 Regierungen unterhält der Papst Vertreter, 27 Staaten lassen sich bei ihm vertreten. DEK

Die katholische Mission in China zählt 56 europäische, 6 chinesische Bischöfe, 1638 (1184) Priester, 941 (2834) Ordensfrauen, 2 337 951 Katholiken, 451 559 Katechumenen, im laufenden Jahre 384 499 Neugetaufte, darunter viele in Todesnot, besonders in Findelhäusern.

Von den 33 mexikanischen Bischöfen sind 16 verbannt, 7 in der Hauptstadt interniert, 6 halten sich versteckt und nur 4 können noch ihr Amt ausüben. Die katholische Presse wird entweder unterdrückt (70 Zeitungen und Zeitschriften sind dauernd verboten) oder unter schärfste Zensur gestellt. 400 Lehrer sind ihres Amtes enthoben, weil sie sich öffentlich als Katholiken erklärt haben. Der Antrag auf Abänderung der Artikel über das Religionswesen wurde von der Kammer mit 171 gegen 1 Stimme abgelehnt, der Antrag auf Volksentscheid von dem Präsidenten zurückgewiesen.

Von Personen. Zurückgetreten: Professor D. Hermann Lüdemann, Systematiker in Bern. Habilitiert: Lic. Peter Brunner in Gießen für systematische Theologie. Promoviert: Superintendent Hans Hoppe in Stettin-Kükenmühle zum D. von Greifswald, Dr. Hermann Koch, Inspektor des Theologenheims in Wien, zum D. von Wien; Reichspräsident Horthy und Ministerpräsident Graf Bethlen zu DD. der calvinistischen Fakultät Debrecin. Gestorben: Direktor der Goßnerschen Mission D. Hans Kausch in Berlin; Mennoniten-Prediger Hermann Gottlieb Mannhardt in Danzig; Vizepräsident der Hessischen Kirchenregierung D. Wilhelm Bernbeck in Darmstadt; Präsident des Landeskirchenamts D. Karl Stamm in Kassel. E St

Verschiedenes

Vom religiösen Sozialismus. Einen besonderen Hinweis verdient das jüngste Heft der „Neuen Wege" (Juli-August). Es berichtet ausführlich über einen Kursus der Schweizerischen Predigergesellschaft in Bad Lauterbach. Zwei der Hauptvorträge sind wörtlich mitgeteilt: „Über den gegenwärtigen Stand des religiös-sozialen Problems" von L. Ragaz, und „Die Verkündigung der sozialen Botschaft" von S. Dieterle. Beide ergänzen sich, und man bekommt so einen vollkommenen Begriff davon, wie Ragaz den Gang der Bewegung heute ansieht und was man heute will. Ich kann mich mit all dem Gesagten nur grundsätzlich einfühlen. — Interessant ist von dem weiteren Inhalt des Hefts besonders die scharfe Kritik, die Ragaz an dem „Gesetz des christlichen Soldaten" übt und an den Satzungen der „Kreuzritter" (chevaliers de la paix). Rücksichtslos geht er mit dieser „Heuchelei" ins Gericht. Vielleicht hat er recht. Wir haben aus verwandtem Gefühl heraus darauf verzichtet, die Gebote für den christlichen Soldaten (verbreitet von der Liga „Für das Christentum" in Lausanne) auch unserseits zu verbreiten. Was die Kreuzritter betrifft, so wollen wir den Bericht abwarten, den wir über St. Foy zu gewärtigen haben. Es liegt uns nicht, von Heuchelei zu sprechen, wo wir guten Willen anzunehmen Ursache haben. Solange es Christen gibt, die wir als solche anerkennen müssen, obwohl sie zum Kriege ein positives Verhältnis haben, verstehen wir, daß diese Ritter des Friedens darauf verzichten „Politik oder Propaganda für oder wider die Armee zu treiben". Freilich, wenn man einmal einen Ritterorden für den Frieden schafft, wirkt es als sonderbare Halbheit, daß man so vor dem letzten Problem Halt macht. — Die „Neuen Wege" sind zu beziehen durch Reutimann u. Co., Zürich 1, Gerbergasse 6. Einzelheft 1 Frank, es ist dies aber ein Doppelheft. R

Das neueste Heft der Bücherei der CW kommt von unserm Freunde D. Bernhard Dörries in Hannover-Kleefeld und heißt: **Der ferne und der nahe Gott** (146 S. 4 M.). — Hoffentlich geht es ihm nicht so, daß man zuerst die Kapitel über Krieg und Wirtschaftsleben liest. Denn dann werde ich als Herausgeber unter dasselbe Gericht kommen, wie es Ragaz an den christlichen Soldaten und den Kreuzrittern vollzogen hat. Ich gestehe, es ist mir schwer geworden, zu dem Druck dieser beiden Kapitel meine Hand zu reichen. Aber ich bin gewohnt, heiligen Ernst im Andern zu spüren, auch wenn er nicht in Allem meine Wege geht. Und diese Kotroversschrift als Ganzes scheint mir so lesens- und beherzigenswert, daß ich mich ihres Angebots an die Bücherei nur gefreut habe. Es ist meines Erachtens dem Verfasser gelungen, den Widerspruch seiner Frömmigkeit gegen die von Karl Barth rein und scharf herauszuarbeiten und zum Teil mit hinreißender Leidenschaft zu bezeugen. Luthertum contra Calvinismus! Ich habe ja große Bedenken gegen die Vorliebe, die man heute für diese Formel hat, hinüber — und umgekehrt herüber. Aber es ist etwas daran, und der Strauß muß auch auf diesem Boden ausgefochten werden. — Das soll keine Rezension sein. Es liegen Barthiana und Antibarthiana genug vor, die der Besprechung harren; da wird ein Anderer auch auf Dörries' Schrift zurückkommen. R

Kleine Mitteilungen. Eine besonders wichtige Veranstaltung wird die diesjährige Tagung des „Volkskirchlichen Verbandes für evangelische Freiheit (Rheinland und Westfalen)" sein. In Ründeroth an der Agger. Am 2. und 3. September. Gegenstand: Die Schulfrage. Redner: Schuster (Hannover), Plath (Hannover), König (Thüringen). Tagungsgebühr 3 M. Anmeldungen an Dr. Vordemfelde, Köln-Rippes, Nibelungenstraße 27. —

Drei Bücher für die, die sie zu schätzen wissen; und für diese bedarf es nicht vieler Worte: 1. Die Festschrift eines Verlages, von dessen Werken wir nur selten Kenntnis genommen haben, und dessen Verdienste wir doch aufrichtig anerkennen: **Die Andr. Deichertsche Verlagsbuchhandlung in Leipzig im Wechsel der Zeiten 1852—1927.** Hauptverlagskatalog mit geschichtlichen Einleitungen und Bildern. 385 S. — 2. Auch ein Jubiläumsdruck: **Der Theologische Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).** Rückblicke und Ausblicke. Mit einem Bildnis. Schon im vorigen Jahr erschienen. 163 S. Mit diesem Verlag sind wir ja immer eng verbunden gewesen. — 3. Ein erstaunliches Buch, sowohl was den Gegenstand als die Leistung des Verfassers anlangt: **Adolf von Harnack. Verzeichnis seiner Schriften.** Von Friedrich Smend. Leipzig, J. C. Hinrichs 1927. 181 S. 12.75 M. Festgabe der Preußischen Staatsbibliothek, sie wurde dem fruchtbaren Gelehrten zu seinem 75. Geburtstage überreicht. Sein Schrifttum umfaßt von 1873 bis 1927 nicht weniger als 1503 Nummern. —

Zu dem Programm von Meißen im Inseratenteil sei auf eine Veränderung aufmerksam gemacht: Wobbermin redet Dienstag, den 4., Tillich Mittwoch, den 5.

Das Programm von Prag finden die Leser hoffentlich im Anzeigenteil. Wenn nicht, bitte Anfragen an mich. Beginn Sonntag, den 4. 9. im Parlamentsgebäude. —

In CW 15 ist der Bericht über das Marburger Universitätsjubiläum durch letzte Hand in die Rubrik „Unerfreuliches" geraten. Das ist unerfreulich, aber unsre Leser werden sichs leicht zurechtgerückt haben. R

Versammlungskalender

24.—28. August Evangelisch-christliche Einheit (Rambaud) Montpellier
31. August — 4. Septbr. Verein gegen den Alkoholismus Dresden
2. 3. Septbr. Evangelische Freiheit, Rheinland und Westfalen, Ründeroth
3.—11. Septbr. Internationaler Demokratischer Friedenskongreß Würzburg
3.— 8. Septbr. Weltkongreß für christliche Freiheit Prag
5.— 6. Septbr. Luther-Gesellschaft Hannover
12.—14. Septbr. Theologische Arbeitsgemeinschaft Westerburg
18.—23. Septbr. Lutherischer Kirchenkongreß Marburg
25.—28. Septbr. Allg. Evangelisch-Protestantischer Missionsverein Hamburg
27.—29. Septbr. Gustav Adolf-Verein Graz
27.—30. Septbr. Deutsche Philologen und Schulmänner Göttingen
3.— 5. Oktober Bund für Gegenwartschristentum Meißen
5.— 7. Oktober Theologischer Ferienkursus Göttingen
5.— 9. Oktober Evangelischer Bund Eisenach
8.—10. Oktober Apologetischer Kursus für Lehrer Spandau
10.—14. Oktober Theologischer Ferienkursus Halle
10.—14. Oktober Theologischer Ferienkursus Malente (Holsteinische Schweiz)
15—17. Oktober Fachkonferenz für Mediziner und Theologen Spandau
16.—22. Oktober Sozialer Studentenkursus Spandau
? Oktober Tagung für Deutsche Orgelkunst Freiberg i. Sa.
17. Oktober Freunde der Christlichen Welt Basel
18.—21. Oktober Deutscher Theologentag Eisenach
19.—21. Oktober Lehrgang Bund deutscher Jugendvereine Marburg

Verantwortlich: Prof. D. Martin Rade, Marburg a. L.

Monatlich zwei Nummern — Im Inland vierteljährlich zu beziehen durch alle Postämter, im Ausland vierteljährlich nur durch Kreuzband vom Verlag unmittelbar — Halte-gebühr im Inland vierteljährlich vier Mark, im Auslande vier Mark plus Porto nach dem jeweiligen Postatarif. Einzelpreis der Nummer 75 Pf. — Anzeigengebühr: die viergespaltene Millimeterzeile 20 Pf., bei sogenannten kleinen Anzeigen (z. B. Stellungsgesuchen) 15 Pf. Größere Anzeigen nach Tarif. — Postscheckkonto Erfurt 23182. Für Schweizer Bezieher: Postscheck Zürich Nr. VIII 12267 — Leopold Klotz Verlag, Gotha

Druck von Friedrich Andreas Perthes A.-G. Gotha

Die nächste Nummer der Christlichen Welt erscheint am 1. September

Dieser Nummer liegt ein Prospekt des **Leopold Klotz Verlages, Gotha** über das soeben erschienene **Adalbert Falk-Werk** sowie ein Flugblatt der **Dr. Lepsius Deutsche Orient-Mission** bei. Um angelegentliche Beachtung wird gebeten.